

Berräter verfallen der Feme!

Femekommandos in der NSDAP? — Schwere Beschuldigungen der Münchener Post.

Die „Münchener Post“ richtet eine Reihe von Fragen an Hitler, deren Sinn ist, ob in der NSDAP, bzw. im Umkreis des Herrn Röhm, eine Feme nach dem Muster der Feme in der Schwarzen Reichswehr besteht. Diese Fragen sind vom größten öffentlichen Interesse, deshalb geben wir sie wieder:

Die „Münchener Post“ fragt Hitler, ob es ihm bekannt sei, daß seit 1931 im Braunen Hause eine „Zelle G“ bestände, die den Zweck habe, die eigene Bewegung zu übermähen. „Zelle G“ sei also, bolschewistisch gesprochen, das Organisationsgerippe einer Tscheta.

Die „Münchener Post“ fragt dann weiter: „Wird Hitler bestreiten, daß er in den letzten Tagen noch kategorisch die Existenz dieser „Zelle G“ verneint hat? Ist Adolf Hitler aber auch bekannt, daß in den letzten Tagen auch von rechtsunthugiger Seite aus nachdrücklich betont wurde, daß alles getan werden müsse, damit diese „Zelle G“ der Reichsleitung nicht an die Röschschöffe gehängt werden könne?“

Ist Hitler ferner bekannt, daß im August 1931 in München eine Konferenz aller dieser besonders ausgebildeten nationalsozialistischen Tschekaleute abgehalten wurde, wobei der „Führer“ die Teilnehmer, die er sogar den „wichtigsten Teil der nationalsozialistischen Bewegung“ nannte, höchst persönlich begrüßte? Wie die „Münchener Post“ weiterhin andeutet, soll der Reichsführer dieser „Zelle G“ Oberleutnant Schulz sein.

Die „Münchener Post“ setzt dann ihre Fragen folgendermaßen fort: „Ist Hitler bekannt, daß unmittelbar vor Ostern ein eigenes Kommando der „Zelle G“ unter Führung eines Herrn Horn aus Karlsruhe herangeholt wurde? Zu welchem Zweck? Gibt Hitler zu, daß einer der wichtigsten Amtseiter der NSDAP, der Vorsitzende des Untersuchungs- und Schlichtungsausschusses, Uchla, der Reichstagsabgeordnete Major Buch ist? Bestreitet Hitler, daß Buch nach einem durch widrige Zwischenfälle verursachten Durcheinander im Braunen Haus weggeschickt wurde und jetzt mit ödemem Neurosenzusammenbruch und Weintrinken zu Hause sitzt? Weiß Hitler, daß Buch in einem eingeschriebenen Brief, den Horn nach München heranzohlte? Warum? Um den seit längerem

offenbar verdächtigen außenpolitischen Mitarbeiter Röhm, namens Bell, einer besonderen Behandlung zuzuführen?

Wie erläutert Hitler das in jenem Brief aufgeführte telegraphische Stichwort „Verhältnis mit Helene aufgehoben“? Ist Adolf Hitler bekannt, daß sich Horn (Karlsruhe) verschiedentlich gerühmt hat, seinem früheren Parteigenossen

Dr. Schäfer (Offenbach) mit den Leuten der „Zelle G“ einen blutigen „Denkzettel“ gegeben zu haben.

wobei er nur zynisch bedauerte, daß Schäfer nicht ganz daraufgegangen sei? Ist es richtig, daß für das Kommando ein Kraftwagen unter Führung des Dringisten Tanzeisen (München) bereitgestellt war? Ist es ferner richtig, daß dem Kommandeur als ortskundiger Führer der aus früheren Fememordprozessen, insbesondere aus dem Verfahren wegen der Ermordung des Abgeordneten Gareis bekannte Leutnant a. D. Schweikart beigegeben werden sollte?“

Diese Dinge sind von so großer Bedeutung, daß unbedingt geklärt werden muß, ob wirklich Unterlagen für diese Fragen vorhanden sind. In München ist der klassische Boden, die Keimzelle für die Fememorde gewesen. Der Name Schweikart ruft die Erinnerung an die grausamsten Fememorde wieder hervor. Von den Münchener Fememördern, die alle der NSDAP nahe stehen, ist die Marie Sandmeier unter der Vorpiegelung einer Liebesstunde entführt und erhängt worden. Unter Genosse Garschke, der das Treiben der Mörder aufdecken wollte, wurde von ihnen erschossen!

Der mörderische Ueberfall auf Dr. Schäfer in Zwickau ist nicht aufklärt worden. In der „Münchener Post“ wird öffentlich eine gravierende Beschuldigung erhoben. Wir wissen nicht, ob in diesem Zusammenhang in München Strafanzeige wegen Mordversuchs an Schäfer erstattet worden ist. Eins ist aber klar: niemals wieder darf es geschehen, daß Fememörder begünstigt werden. Jedem Verdacht, und erst recht einer so schwerwiegenden Beschuldigung müssen die Staatsanwaltschaften nachgehen. Die Einleitung eines Ermittlungsverfahrens muß nach solchen Behauptungen selbstverständlich sein!

London gescheitert.

Keinerlei Beschlüsse über die Donaufrage. — Alles vertagt.

London, 8. April. (Eigenbericht.)

Die Londoner Viermächtekonferenz wurde am Freitag mit einer kurzen Sitzung abgeschlossen. Die Mehrzahl der Delegierten hat London noch am Freitag verlassen. Der deutsche Hauptdelegierte von Bülow reist am Sonnabendvormittag über Paris nach Genf.

Die Konferenz hat besondere Ergebnisse nicht zu verzeichnen. Das offizielle Kammerbüro begnügt sich mit der Feststellung, daß die vier Mächte in Anbetracht der in den nächsten Tagen in Genf stattfindenden Zusammenkünfte die Vertagung der Beratungen beschlossen hätten. Eine Verständigung sei dasja erzielt worden, daß jede der vier Regierungen so bald wie möglich eine Darlegung der kritischen Punkte fertigstellt und dann ein Austausch dieser Schriftstücke erfolgen soll. Die Konferenz wird

also den Donaaufträgen zunächst keine bestimmten Vorschläge machen. Die Ansichten der Großmächte über das Donauprojekt gehen sogar so weit auseinander, daß die Donaumächte vorläufig nicht einmal zu einer gemeinsamen Konferenz aufgefordert werden. Am Donnerstagsabend war die Konferenz aufgedaran, wenigstens dieses Ergebnis zu zetteln, denn England, Deutschland und Italien stimmten darin überein, daß der beste Weg zur weitestgehenden Einberührung einer Neunmächtekonferenz gewesen wäre. Auch der französische Delegierte Flaminio war nicht gegen diesen Plan. Nach einer telephonischen Rückfrage in Paris sprach er sich jedoch dagegen aus.

Au den Genfer Beratungen werden die gleichen Persönlichkeiten teilnehmen, die bereits an der Londoner Viermächtekonferenz teilgenommen haben, also auch Macdonald.

Am 10. und 24. April heißt es für uns: „Drauf und ran und durch!“ (Stürmische Zustimmung.)

Nach dem Schlußwort des Genossen Künzler bildete der gemeinsame Gesang von „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ den Abschluß der gewaltigen Kampfundgebung der Berliner Eisernen Front.

Brüning an Ostpreußen.

Gegen die nationalsozialistische Hege und Panikparole.

Der Reichskanzler hat der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ Ausführungen über Ostpreußen übergeben, in denen es heißt:

„Eine Bevölkerung, der es trotz aller planmäßigen Fürsorge gewiß nicht gut geht, verkennet leicht das Maß an Hilfe, das ihr zuteil wird. Unter der Präsidentschaft des gegenwärtigen Herrn Reichspräsidenten sind

Millionen nach Ostpreußen gestossen,

was ganz besonders gewürdigt werden muß, wenn man bedenkt, welche Schäden auch in anderen Teilen des Reichs durch die Grenzbeziehungen von Versailles, die ohne jede Rücksicht auf organische Zusammenhänge vorgenommen wurden, mühsam auszugleichen waren. Wenn allein vom Reich in den letzten fünf Jahren 400 Millionen in bar für verschiedene wirtschaftliche Zwecke nach Ostpreußen gezahlt wurden, wenn 1930 und 1931 trotz des immer stärker zunehmenden Reichsnots in barem Geld 125 Millionen und in Form von Bürgschaften rund 100 Millionen der bedrohten Grenzprovinz zugute kamen, so verdient das Recht bei allen Gerechtheitsdenken. Denn die Stauroergelder, die hier Ostpreußen nutzbar gemacht wurden, sind von Bezirken aufgebracht worden, denen es heute auch nicht mehr gut geht.

Gegenüber den Sorgen des deutschen Ostens hat der Herr Reichspräsident noch vor wenigen Wochen dem Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen versichert,

daß er den deutschen Ostländern im Kampf gegen jede nur mögliche Drohung mit allen Kräften zur Seite stehen werde.

Wenn ein Mann wie der Reichspräsident von Hindenburg, der selbst ein Sohn der ostdeutschen Erde ist, ein feierliches Gelöbnis ausspricht, dann weiß man, was das bedeutet. Wer so eng mit den deutschen Ostprovingen darwachsen ist wie der Sieger von Tannenberg, der ist der beste Sachwalter für all die großen Sorgen und Nöte dieses Landes! Reichspräsident von Hindenburg hat die Probleme Ostpreußens nicht erst durch die Arbeit kennengelernt. Sie sehen in ihm, er ist mit ihnen groß geworden. Sie sind ein Stück seines Lebens. Und weil das so ist, deshalb ist es eine Selbstverständlichkeit, daß Ostpreußen diesem Manne die Treue hält.

Sann es für Ostpreußen eine Wahl geben zwischen Hindenburg und seinen Gegnern? Was haben die anderen für diese schwerwiegende Grenzprovinz getan!

Was haben sie im Krieg und Frieden zugunsten Ostpreußens geleistet? Was wissen sie von dem Land? Ostpreußen hat am 13. März noch nicht die Hälfte aller Stimmen für den Reichspräsidenten von Hindenburg abgegeben. Die Bevölkerung der Provinz hat Gelegenheit, am 10. April diese Scharte wieder auszumachen und ihrem Retter eine gewaltige Mehrheit zu verschaffen!“

Klagges verbietet Hindenburg-Rede.

Propaganda mit Lautsprecherwagen für Hindenburg unterjagt.

Braunschweig, 8. April. (Eigenbericht.)

Der Bezirksvorstand Braunschweig der Sozialdemokratischen Partei wollte die Rede des Reichspräsidenten von Hindenburg zur Reichspräsidentenwahl und die letzte Reichstagsrede des Reichskanzlers gegen die Nazis durch Lautsprecherwagen im Kreise Blankenburg öffentlich übertragen. Das ist von der dem nationalsozialistischen Innenminister unterstehenden Kreisdirektion unterjagt worden. Das entsprechende Schreiben lautet:

„Gemäß § 1, Ziffer 4, 13, der Verordnung des Reichspräsidenten zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen vom 28. März 1931 in Verbindung mit § 2 der ersten Durchführungsverordnung vom 13. April 1931 verbiete ich die Uebertragung der Rede des Herrn Reichspräsidenten von Hindenburg und der Reichstagsrede des Herrn Reichskanzlers Dr. Brüning durch Lautsprecherwagen im Kreis Blankenburg. Begründung: Die Uebertragung der Reden durch Lautsprecher verursacht erfahrungsgemäß eine Versammlung unter freiem Himmel. Nach den bisher gemachten Erfahrungen besteht besonders in der heutigen politischen erregten Zeit die Gefahr, daß durch derartige Versammlungen Störungen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit eintreten. Die Veranstaltungen waren daher zu verbieten. Es besteht kein Anlaß, von der bisherigen Uebung, gegenwärtig alle Versammlungen unter freiem Himmel und alle Aufsätze zu verbieten, abzuweichen.“

Die Propaganda der Nationalsozialisten wird dagegen von den amtlichen Stellen des Landes Braunschweig in keiner Weise gehindert.

Brüning-Rede im Rundfunk.

Heute abend gegen 8 Uhr.

Die Funkrunde teilt mit: Reichskanzler Dr. Brüning spricht Sonnabendabend gegen 8 Uhr in Königsberg. Die Kanzlerrede wird von allen deutschen Sendern übertragen.

ihnen einmal bewiesen: sie wird es auch demnächst morgen, am Sonntag, beim zweiten Gang zur Reichspräsidentenwahl. Der Faschismus wird vernichtend geschlagen — Brüder zur Sonne, zur Freiheit!

Gewaltig dröhnte das Hoch auf die Republik, auf die Eisernen Front, auf die Freiheit über den Nagel. Dann zogen die Massen, diszipliniert, wie sie gekommen waren, ab. Berlin hat die gewaltigste aller Demonstrationen vor dem Wahlsontag erlebt.

Der Vorsitzende des Bezirksverbandes Berlin.

Franz Künzler.

eröffnete mit kurzen, passenden Sätzen die gewaltige Kundgebung der Berliner Eisernen Front. Er sagte: „In 48 Stunden muß Hitler geschlagen sein. Dieser zugewanderte braunschweigische Regierungsrat soll dann als politischer Faktor erledigt sein und Gelegenheit bekommen für eine Tätigkeit, bei der er keinen Schaden anrichtet. Hitler möge mit Harzer Käse handeln, Herr Thälmann aber mit russischem Kaviar. (Stürmischer Beifall und Heiterkeit.) Unter Parteivorherrnder, Genosse Vogel, wird den Männern und Frauen der Eisernen Front jetzt die Richtlinien für die kommenden Kampfwochen gezeigt.“

Herzlich begrüßt, nahm sodann

Hans Vogel

das Wort. Er führte aus: „Männer und Frauen der Eisernen Front! Am 13. März ist eine Entscheidung gefallen, die uns den Weg für die nächsten Wochen aufzeigt. Bis zum 13. März hatten die Nationalsozialisten ihren Mund außerordentlich voll genommen. Sie haben ebenso wenig Recht behalten mit ihren Prophezeiungen wie in den Jahren 1930 und 1931. Aus allen Flugblättern und nationalsozialistischen Zeitungen schallte es: „Macht was ihr wollt, Reichspräsident wird doch Hitler.“ (Zurufe: Niemals, niemals!) In triumphierenden Plakaten wurde noch vor der Schlacht verkündet, daß Hitler den elementarsten Zahlenfing in der Geschichte der Volkswahlen erringen werde. Und was war das Ergebnis? Hitler hat noch nicht einmal ein Drittel aller abgegebenen Stimmen erhalten.

Das war für Hitler eine Katastrophe!

Denn durch diese Niederlage war die Massen suggestion zerstört und der Glaube an die Unbesiegbare des Demagogen Hitler und des Hakenkreuzes vernichtet. Der Wunderglaube war gebrochen. Kein Zweifel: Unter den elf Millionen Hitler-Wählern befindet sich auch eine größere Zahl von Idealisten.

In der Masse aber handelt es sich doch um Menschen, die unter dem Eindruck der Massensuggestion standen und Hitlers Kommen als Reichspräsident für unermidlich hielten. Es handelt sich um Feiglinge, die ihre Stellung nicht verlieren wollten, um Stellenjäger und geschäftliche Parteibuchbeamte, um SA- und SS-Leute, die sich im Geiste schon als gut bezahlte Milijoboldaten des Dritten Reichs sahen, um nicht wenige Menschen, die sich durch das Dritte Reich ihre Zahlungsversprechungen ersuchen wollten, und weiterhin um eine Anzahl unreifer Menschen jeder Altersstufe, denen der Einblick in Politik und Wirtschaft fehlt. (Lebhafte Zustimmung.)

Man bedauert es heute schon, mancher schämt sich und fühlt sich betrogen von den Leuten, die ihm den sicheren Sieg vorgegaukelt haben.

Besonders starker Beifall fand Genosse Vogel, als er die verdrängte Politik der Kommunisten anprangerte. „Koch schwächer als Hitler sind am 13. März die Kommunisten geschlagen. Rund 7 bis 8 Millionen Stimmen hatten die Straßen der Kantone für Thälmann errechnet, in Wirklichkeit haben sie nicht einmal 3 Millionen Stimmen erreicht. Trotz dieser Niederlage sehen die Kommunisten das fesselhafte Spiel der Zählkandidatur des russischen Kellergenerals Thälmann fort. Ihr Wahlauftritt zum zweiten Wahlgang richtet sich nicht gegen Hitler, sondern gegen Otto Braun und Carl Seidewitz. Ja, es ist uns bekannt, daß im kommunistischen Lager der Vorschlag ernstlich erwogen wurde, im zweiten Wahlgang für Hitler zu stimmen. (Anhaltende Hurraufe.)

Beachtlich ist der starke Wechsel von den Kommunisten zu den Nationalsozialisten herüber und umgekehrt.

Hat doch gerade der 13. März deutlich gezeigt, daß jene Gebiete heute besonders starke Stützpunkte der Reaktion sind, in denen bisher die Kommunisten weitgehenden Einfluß hatten. Wo die kommunistische Propaganda Bemerkung in die Arbeiterschaft getragen hat, wo sie, wenn auch nur mit kleinem Erfolg, die sozialdemokratische Bewegung spaltete, da machen sich heute die Nationalsozialisten breit. Da glaubt reaktionäres Spießhütchen oben auf zu sein. (Sehr richtig!) Die Kommunisten können von uns nicht die leiseste Schonung erwarten. Ihnen gilt am 10. und 24. April unser Kampf in gleicher Weise wie den Nationalsozialisten. (Stürmischer Beifall.)

Ein wesentliches Verdienst an dem günstigen Wahlausfall vom 13. März kommt der Sozialdemokratie zu, den Frauen und Männern der Eisernen Front, des Reichsbanners, der Gewerkschaften und der Sportler.

Ihre Disziplin, ihr politisches Verständnis haben bei allen Sekunden höchste Anerkennung und Bewunderung, bei den Feinden Angst und Bestürzung hervorgerufen.

Das ist das Verdienst politischer Schulungsarbeit und wird sich für die Arbeiterschaft nützlich auswirken. Heute bereits sind die Männer vom Braunen Hause viel vorsichtiger als vor dem 13. März. Einen Tag nach der Niederlage sagte Hitler in Weimar: Wir fliegen entweder morgen oder in zehn Jahren. (Heiterkeit.) Der preußische Wahlinspektor Kube schrieb sogar am 18. März im „Völkischen Beobachter“: „Es liegt in Gottes Hand, den Zeitpunkt zu bestimmen, wie lange es den Kopernikern noch möglich sein wird, den Ausbruch der deutschen Nation zu hindern. Ein altes Sprichwort heißt: „Volles Stimm ist Gottes Stimme“, und wir jedenfalls werden alles aufwenden, um die Volkstimme dahin zu weisen, daß die Stimmen für Hindenburg erhöht, die Stimmen für Hitler und Thälmann vermindert werden. (Anhaltende Zustimmung.)

Am 10. April muß Schluß gemacht werden mit dem Terror und der Wuthege der Nationalsozialisten und mit der Gefahr weiterer Kriegszüge. Die Bahn muß frei gemacht werden für eine feierliche Verständigung der Völker, ohne die kein Ausweg aus der Wirtschaftskrise gefunden werden kann, ohne die es zu neuen Betriebsstörungen und noch weiter vermehrter Massenverelendung käme. Eine Reichspräsidentenschaft Hitlers würde, komme sie legal oder illegal, eine ungeheure Verschärfung der leider schon bestehenden Vertrauenskrise des Auslands gegenüber Deutschland bedeuten. Sie würde eine Massenkapitalflucht aus Deutschland bringen und als weitere Folge eine neue Inflation. Deshalb ziehen wir die Folgerung: Wir schlagen am 10. April Hitler. Wir fordern den Sieg der Vernunft und bringen Hindenburg noch mehr Stimmen als am 13. März. (Beglisterter Zustimmung.)

Severing kündigt Kampf an!

Auch die Reichsregierung will die Konsequenzen ziehen.

Breslau, 8. April. (Eigenbericht.)

In einer Riesensammlung der Eisernen Front in der Breslauer Jahrhunderthalle sprach am Freitagabend Severing vor etwa 12.000 Menschen. Zu Beginn seiner oftmals von begeisterter Zustimmung unterbrochenen Ausführungen erklärte er: Er wolle auch in Zukunft bemüht bleiben, sich den Ehrenzettel zu verdienen, den man ihm seit langem beilege, nämlich der von der Reaktion bestgehagte Mann zu sein. Nichts wird mich, so fuhr er fort, bei der Weiterverfolgung des gesteckten Zieles wankend machen.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß der Reichsinnenminister nunmehr erkannt hat, um was es geht

und daß er bald dieselben Schlußfolgerungen ziehen wird, die wir in Preußen zum Teil bereits verwirklicht haben. Wenn der Ausbreitung der nationalsozialistischen Pläne nichts anderes folgen soll als eine Flut von Erklärungen und Gegenerklärungen, dann bleibt die Aktion der letzten Tage nur eine — allerdings lebhaft — Unterhaltung. Ich habe nicht die Absicht, das Vorgehen Preußens darin auslaufen zu lassen. Einzelne Beamte haben geglaubt, gut beraten zu sein, wenn sie schon heute auf das Dritte Reich tippen. Diese Leute haben in der preußischen Verwaltung keinen Platz mehr.

Wer sich von der Fata Morgana eines Dritten Reiches leiten läßt, kann seine Aufgabe als preußischer Beamter nicht wahrnehmen.

Von entscheidender Bedeutung muß bleiben, daß die Beamten an ihren Eid auf die Republik gebunden sind. Es kommt nicht nur darauf an, dem Reichspräsidenten von Hindenburg zu einer Mehrheit zu verhelfen, Hauptziel muß die endgültige Heilung der Krankheit des politischen Massenwahnsinns sein. Allein mit politischen Maßnahmen werde man dahin jedoch kaum gelangen. Keine Partei in Deutschland arbeitet so sehr mit dem schamlosen Mittel der Unwahrscheinlichkeit wie die NSDAP. Das beweist Hitlers schwankende Stellungnahme gegenüber dem Versailler Vertrag und gegenüber den Notverordnungen; je nachdem, ob er in einer Versammlung vor Deutschen oder vor ausländischen Pressevertretern sprach. Wenn Hugenberg kürzlich in einer Nürnberger Rede von einer Futtertrüppchenwirtschaft in Preußen gesprochen habe, so schmeißt er damit sein eigenes Nest.

So ohne Scham, wie man Hitler zum braunschweiger Regierungsrat gemacht habe, sei in Preußen niemals ein Beamter in sein Amt gelangt.

Im übrigen dürfte nicht vergessen werden, daß sich im Vorkriegspreußen ausschließlich eine bestimmte Kaste an der Futtertrüppe saß gegeben habe.

Severing schloß: Unser Ringen geht um Deutschland, gegen Unfreiheit, gegen Barbare, gegen Unkultur, um die Einigkeit des deutschen Volkes. Vormwärts führen wird uns in diesem Kampf allein wahre Volkssolidarität, geleitet an den Vorposten der Armeen. Unser Stolz gilt der deutschen Wehrmacht mitten ins Herz!

Die getriggerte Rundgebung der hiesigen Eisernen Front war die impopularste Veranstaltung, die Schlesiens Republikaner je erlebt haben.

Nun aber endlich Schluß mit der SA!

Immer neues Material über die Putschvorbereitungen.

Die Länderregierungen veröffentlichen immer neues, schwer belastendes Material über die Putschvorbereitungen der braunen Wehrer Hitlers. Die bayrische Regierung teilt mit, daß die SA-Mannschaften der Bezirke Augsburg, Günzburg, Memmen, Lindau, Meßl-Oberdorf, Memmingen, Mindelheim, Schwab-München, Sonthofen und Wertingen selbständig ausgefallen zusammengezogen waren. Im Bezirksamt Donaauwörth hat ein Arzt ganz regelrecht die SA-Mannschaften auf ihre Tauglichkeit gemuldet. Vorbereitungen zur Befehung von Behörden waren getroffen.

Die heftige Regierung verbessert einen Bericht über die SA- und SS-Formationen in Hessen, deren Kopfstärke auf 3000 bis 9000 Köpfe geschätzt wird. Die straffe militärische Organisation und Ausbildung der SS und SA sei um so bedenklicher, als sie sich in der Hand von Führern befinde, die teilweise wegen ehrenrühriger Handlungen vorbestraft seien. Dies beziehe sich auch auf Führer in höheren Stellen.

In Oberschlesien glauben die Nazis schon an der Macht zu sein. Wie amtlich mitgeteilt wird, wird nach dem Innefall der ober-schlesischen Propagandastürme der NSDAP, dem Standaartenführer von Obernäh, der als Verursacher der „Propagandastürme“ in Frage kommt und der unlänglich der Festnahme von SA-Leuten den Landrat des Kreises Falkenberg in Oberschlesien herumwühlend in schwerster Weise beleidigt und bedroht hat und geflüchtet ist, gefahndet. Von Obernäh hatte, wie bekannt gegeben wird, u. a. dem Landrat gegenüber erklärt, daß, wenn die von der Polizei verhafteten 19 SA-Leute eines im Kreis Falkenberg festgenommenen Propagandasturmes nicht freigegeben würden, er 5000 SA-Leute in den Kreis Falkenberg heben würde, um den Landrat zu greifen und zu verdrehen.

Die „Arbeiterpartei“.

Der „Angriff“ veröffentlicht die Namen der 15 Kandidaten, die von Adolf Hitler höchstpersönlich an die Spitze der Landesliste für die preußischen Landtagswahlen gestellt worden sind. Die 15 Spitzenkandidaten gliedern sich beruflich wie folgt:

- 1 Prinz ohne Beruf (nämlich „Zumi“).
 - 1 Oberleutnant a. D. (Femehauptling Schulz).
 - 6 Beamte (dabei und a. D.).
 - 3 Hausknechte und sonstige Berufsfunktionäre (sämtliche aus akademischen Berufen stammend).
 - 2 Handwirte.
 - 1 Bankbeamter.
 - 1 Schlosser (an drittleger Stelle).
- Daher der Name Nationalsozialistische „Arbeiter“-partei!

Keine Auflösung des Oldenburgischen Landtages. Der Oldenburgische Landtag schied am Freitag den parteipolitischen Antrag auf Auflösung des Landtages ab. Es stimmten nur 27 Abgeordnete für Auflösung des Landtages, während 32 notwendig sind. Es wird nunmehr der Volkenscheid mit dem Ziel der Landtagsauflösung durchgeführt werden.

Braunhäusliches.



„Das mit der Brechung der Zinsknechtschaft ist ein Federscher Unsinn, da kriegt nur der das Brechen, der das lesen muß!“ (Goebbels zu Leutnant Scheringer.)

Madame Hanau wieder verhaftet.

Sie beschuldigt Minister der Großschieberei.

Paris, 8. April. (Eigenbericht.)

Frau Hanau, die nach ihrer provisorischen Freilassung in der Angelegenheit der „Gazette du Franc“ die Zeitschrift „Forces“ (Kräfte) gegründet hat, in der sie ihre Kampagne gegen die französischen Großbanken fortsetzte, ist am Freitagnachmittag wieder verhaftet worden. Die am Freitag erschienene Nummer der „Forces“ war bereits am Vormittag beschlagnahmt worden.

Offiziell wird als Grund für die Verhaftung die Entwendung eines vertraulichen Polizeiberichtes angegeben, den Frau Hanau veröffentlicht hat. Dieser Bericht ist in einem Artikel enthalten, der die Überschrift trägt: „Die Särjenspeunkte in Erregung“. In dem Bericht heißt es:

Bei der Gründung der „Forces“ hat sich Frau Hanau bedeutende Mittel verschafft, indem sie durch Straßenmannor Baiss-Spekulationen gegen die Institute unternommen hat, über die sie günstige Informationen hatte und die sie dann in ihrer Zeitung angriff. Erst einige Monate später sollen ihre ausländische Finanzgruppen Kredite gewährt haben, um ihre Ziele zu unterstützen. Man hat allen Grund zu der Annahme, daß Frau Hanau Beziehungen zu deutschen und sowjetrussischen Kreisen hat. Auf deutscher Seite steht sie u. a. in Verbindung mit einer Großbank (Dresdner Bank), die die „Gazette du Franc“ subventioniert haben soll. Außerdem soll sie von der deutschen Botschaft in Paris Mittel erhalten haben. Frau Hanau ist auch mit dem Kartell der deutschen Schwerindustrie in Verbindung gewesen. Schließlich hat Frau Hanau, die große Geldsorgen hat, seit mehreren Monaten zu Einschüchterungs-

Erpressungsmanövern Zuflucht genommen, um sich weitere Mittel zu verschaffen.“

Dazu ist zu bemerken, daß

die Beschuldigung, die deutsche Botschaft habe Frau Hanau Geld zur Verfügung gestellt, eine Lüge

ist. Die deutsche Botschaft hat nie mit Frau Hanau in Beziehung gestanden.

In Wirklichkeit ist die Verhaftung der Frau Hanau wegen eines anderen Artikels in derselben Nummer der „Forces“ erfolgt, der sich mit dem Donaubundprojekt Lardieu beschäftigt und die Überschrift trägt: „Die schöne goldene Donau“. In diesem Artikel werden Lardieu und Flandin beschuldigt, das Projekt nur lanciert zu haben, um von neuem durch die geplanten Anleihen an die Donauländer die französischen Sparer um einige Milliarden zu erleichtern und dabei selbst ein Geschäft zu machen. Um dieses Ziel zu erreichen, sei ein Vertreter der Hanau-Agentur, der zugleich Vertrauensmann der Banque de Paris sei, zunächst

beauftragt worden, die französische Presse auf ungarische Rechnung mit Geld zu versorgen, um Stimmung für den Plan zu machen.

Man spricht, so schreibt Frau Hanau, von 15 Millionen Franken, die von der Bankkommission für die letzte ungarische Anleihe dafür bei der Banque de l'Union Parisienne (der Bank von Schneider-Creuzot) festgelegt worden sind. Der ganze Plan sei also weiter nichts als eine Komödie. Man verberge der öffentlichen Meinung, daß die Donauländer schon bankrott seien, weil wieder einmal die französischen Sparer die Kosten für Handlungen eines internationalen Banditismus tragen sollten.

Scheringer vor dem Reichsgericht.

Die Hochverratsanklage durch kommunistische Sensationslust ausgelöst.

Leipzig, 8. April.

In dem Hochverratsprozeß gegen den ehemaligen Reichswehrleutnant Scheringer wurde heute zunächst festgestellt, daß der als Zeuge geladene nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete Dreher aus München nicht gekommen ist, sondern schriftlich erklärt hat, er halte es für unnötig, als Zeuge aufzutreten, da er jetzt mit Wohlbehagen hinlänglich beschäftigt sei. Herr Dreher aber hat es nicht verschmäht, einen ihm zugesandten Gehörverhör von 79,50 Mt. in Empfang zu nehmen und zu quittieren! An die Rücksendung hat er bisher nicht gedacht.

Es wurde vor allem der Artikel der kommunistischen jüdischen Arbeiterzeitung, Ausgabe für Ulm, verhandelt, der den Anlaß zur Erhebung der Anklage gegeben hat. Dieser Artikel trug die Überschrift: „Scheringer schreibt: Macht die Massen zum Kampf bereit!“

Scheringer erklärt dazu, daß er zwar einem ehemaligen SA-Mann aus Feuerbach auf dessen Wunsch seine Ansichten über die politische Lage geschrieben habe. Er habe jedoch nicht gewollt, daß dieser Privatbrief in die Zeitung komme, und es sei ihm auch nicht angenehm gewesen, daß der Artikel veröffentlicht wurde.

Durch ihre verantwortungslose Eigenmächtigkeit und Sensationslust hat die kommunistische Zeitung also das neue Hochverratsverfahren gegen ihren neu gewonnenen Parteigenossen unmittelbar veranlaßt. Scheringer dürfte in der SPD, nach öfter ähnliche Erfahrungen machen.

Der Vorfall verliert im weiteren Verlauf der Vernehmung den Brief eines Oberschlesianers in Weihen, der zwei Jahre lang dem nationalsozialistischen Schülerbund angehört hat und sich auf Grund der Veröffentlichungen Scheringers nun der SPD angeschlossen hat. Der Vorfallende will aus derartigen Briefen Schlußfolgerungen ableiten, die die Verhaftungen des ehemaligen Leutnants in der deutschen Jugend besonders verheerend gemittelt haben.

Diese Schlußfolgerung ist jedoch reichlich oberflächlich. Auch im Reichsgericht sollte bekannt sein, daß zwischen dem nationalsozialistischen und dem kommunistischen Heerlager ein dauernder Wechsel der Anhänger stattfindet, und daß ein Schüler, der

zwei Jahre lang nationalsozialistisch injiziert wurde, nicht mehr durch die neue kommunistische Umgebung verdorben werden konnte.

Im Verlaufe der Verhandlungen wurde dann eine Reihe von ehemaligen Mitgefängnissen Scheringers als Zeugen vernommen, darunter vor allem sein Mitangeklagter aus dem Reichswehrprozeß, der jetzige Stennes-Anhänger, früherer Oberleutnant Wendt. Dieser hat mit Scheringer enge Freundschaft gehalten, auch nachdem der letztere zur SPD gegangen war. Sowohl er selbst wie Scheringer hätten oftmals Besuche nationalsozialistischer Abgeordneter erhalten. Diese Besuche fanden sowohl im offiziellen Besprechungszimmer wie außerhalb des Gefängnisses statt. Eine „politische Betätigung“ hat Wendt in einer solchen Unterhaltung nicht gefunden. Nach seinen Angaben hat Scheringer zahlreiche Besuche und Briefe von SA-Leuten aus dem ganzen Reich erhalten. Stennes selbst sei mit 30 SA-Leuten nach Gollnow gekommen und habe dort mit den beiden Reichswehrleutnants über die Gründung einer neuen Partei gesprochen.

Nach weiterer Zeugenvernehmung wurde die Verhandlung auf Sonnabend vertagt.

Ohrfeigen aus Harzburg.

Stahlhelm und Nazis in freundschaftlicher „Diskussion“.

Aus Giesleben wird uns geschrieben:

In einer öffentlichen Versammlung der NSDAP, am 5. April in einem Orte bei Giesleben kam es zu tätlichen Auseinandersetzungen zwischen Nationalsozialisten und Stahlhelmlern. Nachdem sich die feindlichen Brüder gegenseitig „Verrat an der nationalen Sache“ und Unfähigkeit zu politischer Vorgehensweise hatten, ohrfeigten sich der nationalsozialistische Kreisleiter v. Alvensleben und der Stahlhelm-Kreisführer Szilla vor der Versammlung.

Die Bandjägerci mußte durch Auflösung der Versammlung eine allgemeine Schlägerei zwischen SA-Leuten und Stahlhelmlern verhindern.

Auf Neusundland scheint man sich beruhigt zu haben. Der verjagte Ministerpräsident ist wieder in der Hauptstadt eingetroffen.

Der gefährliche Werbellinsee

Der Werbellinsee, auf dem sich am Donnerstag das furchtbare Bootunglück zutrug, dem vier jugendliche Erwerbslose und ein Heimleiter aus Berlin-Weißensee zum Opfer fielen, ist in dem ungeheuren Waldgebiet der Schorfheide einer der schönsten in der Umgebung Berlins. Er ist sehr tief, stellenweise bis zu 70 Meter, hat aber noch auslaufende, sandige Ufer, die das Baden an vielen Stellen möglich machen. Im Gegensatz zu den meisten Gewässern in der näheren Umgebung Berlins hat der Werbellinsee kristallklares, bläulich schimmerndes Wasser, das den Grund noch zu 3 Meter Tiefe erkennen läßt. So schön eine Bootspartie auf dem See bei ruhigem Wetter ist, so unangenehm

10 Kilometer langen, und an einigen Stellen bis zu anderthalb Kilometer breiten See antreten, dabei das nahe Städtchen Joachimsthal berühren und auch dem früheren kaiserlichen Jagdschloß Hubertusstod einen Besuch abstatten, das heute dem preussischen Ministerpräsidenten zum gelegentlichen Wochenendaufenthalt dient. Unsere Gegner haben die bescheidenen zwei Zimmer, die für den preussischen Ministerpräsidenten hergerichtet sind, zu einem Schloß mit dem Luxus umgelogen, den die Hohenzollern früher dort trieben. Ebenso bescheiden ist auch der dicht bei Hubertusstod gelegene Wochenendstift des Reichspräsidenten. Ein einfaches Blockhaus mit wenigen Zimmern bietet dem Reichspräsi-

allen Seiten geschleudert. Frau Wittmoch erlitt lebensgefährliche Kopfverletzungen, ihre Schwiegermutter kam glimpflicher davon. Die beiden Frauen wurden durch die Feuerwehr ins Krankenhaus gebracht. Eine polizeiliche Untersuchung über die Ursache der Explosion ist eingeleitet worden. Bisher wird vermutet, daß es sich um eine Ruhestoffzündung handelt.

Morgen gilt's! Das Kreuz ins erste Feld.

Der zweite Gang zur Reichspräsidentenwahl am morgigen Sonntag findet in der Zeit von 9—18 Uhr statt. Das Kreuz jedes Republikaners gehört ins erste Feld hinter den Namen Hindenburg.

Reichspräsidentenwahl Zweiter Wahlgang.

Paul von Hindenburg Reichspräsident, Generalfeldmarschall, Berlin	<input checked="" type="checkbox"/>
Adolf Hitler Regierungsrat im braunschweigischen Staatsdienst, München	<input type="checkbox"/>
Ernst Thälmann Transportarbeiter, Hamburg	<input type="checkbox"/>

Um den Faschismus endgültig zu schlagen, muß jeder zur Wahl gehen.

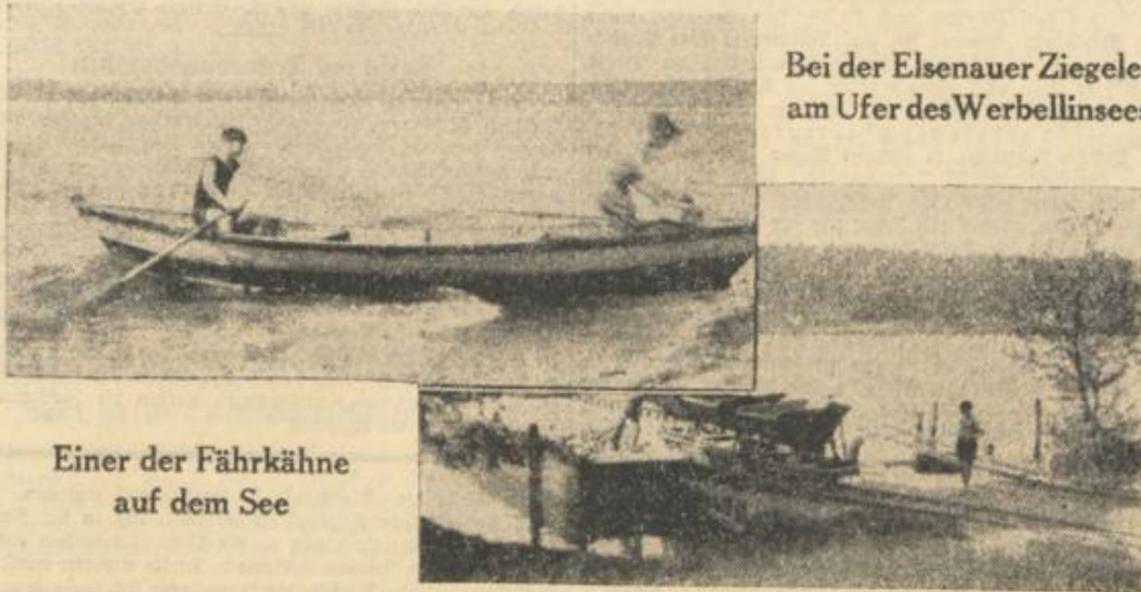
Gipfel des Wahnwizes.

„Hitler die Auferstehung und das Leben.“

Man sollte es nicht glauben, aber es ist wahr. In Groß-Berlin war gestern in der Brunenwaldstraße 59, nahe dem Bayerischen Platz, ein großes Wahltransparent angebracht, das die Aufschrift trägt: „Hitler die Auferstehung und das Leben.“ Wir haben den Weißenberg-Kummel erlebt und verzeichneten im „Vorwärts“ manches starke Stück. Auch diesem Prophezen sind göttliche Eigenschaften zugeschrieben worden, jetzt ist Adolf Hitler an der Reihe. Beide versuchen mit Quark zu heilen, der eine mit weißem Käse, der andere mit braunen Pfoten. Aber eine andere Frage darf sich auf: Wie denken die gläubigen evangelischen Christen und vor allen Dingen die evangelischen Pfarrer, die der Hitler-Bewegung in großer Zahl nachlaufen, über diese Art von Propaganda, die eine Blasphemie und eine Verächtlichmachung ihrer religiösen Überzeugungen darstellen muß? In der Tat scheinen sich kirchlich eingestellte Kreise über den unglaublichen Vorfall beschwert zu haben, denn noch vor Dunkelwerden, gegen 18 Uhr, war das Transparent entfernt.

Für die Inassen der Wohnung in der dritten Etage Brunenwald-

Bei der Elsenaer Ziegelei am Ufer des Werbellinsees



Einer der Fährkähne auf dem See

wird er, wenn er von Sturm und Regen gepöbelt ist. Ausflügler und Wassersportler, die zur Sommerzeit in Scharen am See ihre Ferien verleben, können ein Lied davon singen, wie sie oft mitten in der Nacht plötzlich vom Toben des Sees geweckt wurden, aufstehen mußten, um ihre losgerissenen Boote wieder neu zu vertäuen und schließlich froh waren, daß sie am anderen Tage bei abgeklautem Sturm geschütztere Stellen auffuchen konnten. Die Anwohner des Werbellinsees warnen deshalb auch jeden, bei Sturm oder Sturmgefahr den See zu befahren. Offenbar haben die jugendlichen Erwerbslosen, die am Donnerstag den Tod im See fanden, die Warnungen des alten Bootsvorleiders Viesegang nicht ernst genug genommen. Der Werbellinsee forderte Opfer, die vermieden werden konnten.

Der märkische Dichter Brunold, der in dem Städtchen Joachimsthal seine Geburts- und Wirkungsstätte hatte, hat den Werbellinsee das „Auge Gottes“ genannt. Und in der Tat, wer bei der Station Werbellinsee auf hohem, bewaldeten Berggraben stehend das erste Mal den Blick über die Wasserfläche streifen läßt, ist von der Schönheit des Werbellinsees und seiner Umgebung überwältigt.

Bequeme Fahrverbindungen führen von Berlin aus zu dem schönen See in der Schorfheide. Vom Steintiner Bahnhof aus erreicht man in einer guten Stunde Eberswalde, die Stadt, die man zum Ausgangspunkt so vieler lohnender Wanderungen nehmen kann. Wer gut zu Fuß ist, findet vom Bahnhof aus sehr bald den Weg nach dem etwa 13 Kilometer entfernten Altenhof, dem einzigen Ort, der unmittelbar am Werbellinsee gelegen ist. Von hier aus kann man die Wanderung um den etwa

den einen Stützpunkt, wenn er in der Schorfheide jagen geht. Ueber Eichhorst am Werbellinkanal wandert man zurück nach Altenhof und kann von da aus den Postomnibus nach Eberswalde benutzen, der selbstverständlich auch die umgekehrte Richtung fährt. Von dieser Stadt aus geht aber auch eine Kleinbahn nach Werbellinsee und Joachimsthal, so daß Besucher nicht lange laufen brauchen.

Die Schorfheide ist heute noch das wildreichste Revier der Mark Brandenburg. Die Gatter, die früher große Teile der Heide absperrten, und das Wild den fürstlichen Jägern leicht vor die Finte brachten, sind heute zum allergrößten Teil gefallen; die Schorfheide mit all ihren Schönheiten steht dem Erholungssuchenden frei. Unweit Altenhof befindet sich auch die größte und schönste Herberge des Jugendherbergverbandes, das Brunoldhaus.

Explosion in der Küche.

Zwei Frauen schwer verletzt.

Im dritten Stockwerk des Hauses Schleißer Straße 28 ereignete sich gestern nachmittag eine folgenschwere Explosion, bei der zwei Frauen verletzt wurden.

Gegen 13.50 Uhr weilte die 40 Jahre alte Frau Frieda Wittmoch mit ihrer Schwiegermutter, der 60jährigen Frau Anna Schwarzhof in der Küche ihrer Wohnung. Frau W. hatte im Herd gerade Kohlen nachgelegt, als plötzlich eine starke Explosion erfolgte. Die Kochmaschine wurde auseinandergerissen und die Röhren nach

Die Musiker konnten ihn nicht ausfinden.

Von seinen musikalischen Talenten und von seinem Geschmack hatte er eine sehr hohe Meinung und geriet in Wut, als ich ihm einmal sagte, wenn Bizet sein Grab verlassen und hören könnte, was er aus den Tempi im Carmen-Poipourri machte, dann würde der arme Komponist ihn bestimmen mit sich ins Grab nehmen! Gut, daß ich nicht zu seinen Untergebenen gehörte.

Viele von den armen Musikern hatten oft um Rückvergebung in ihre Kompanien gebeten, aber der Regimentsadjutant war mit dem Dudelsack befreundet, und so mußten sie bei der Kapelle ausharren.

Es dämmerte bereits, als ich von den Musikern zurückkam. Auf den Höfen der Bataillone hummelten Soldaten herum, einzeln oder gruppenweise und genossen ihre Erholungszeit. Die Landsleute schlenderten untergefaßt und nackten Sonnenblumenferne.

Auf den Bänken vor der Regimentskanzlei saßen die Regimentschreiber mit Gitarren und Mandolinen und sangen gefühlvolle Lieder. Die Regimentschreiber bildeten die Crème der Gesellschaft, die Aristokratie des Mannschafstundes. Ihre frisierten Scheitel, ihre Schirmmützen, Unteroffizierstreffen, Extrastiefel und umgearbeiteten Uniformen, das alles schied sie scharf von der großen Masse der übrigen. Ihr einziger Kummer war der, daß sie nicht, wie die Schreiber höherer Stäbe, lange Tuchhosen tragen durften. Und darum sangen sie auch keine Soldatenlieder, sondern gebildete Romanezen.

Ein Tenordröhen geringen Umfanges singt gefühlvoll und mit langem Ausziehen der letzten Takte:

„Braune Keugelchen,
sagt, wo bleibt ihr nu—hur?
Schau nich um und um,
finde keine Spu—hur!“

Die Seiten dröhnen dumpf, der Schreiber verdreht die Augen, atmet tief und legt mit einem gewaltigen Atemstoß wieder ein:

„Braune Keugelchen,
sagt, vergaht ihr mein?
Braune Keugelchen,
muß geschieden ja—hein?“

Der Schreiber singt noch lange weiter, eine lyrische Romaneze nach der andern, mit Gitarren- und Mandolinbegleitung. Auf dem heimwege klingen noch die letzten Strophen eines altmodischen Gefühlsorgiums hinter mir her:

„Ist die Liebe aus,
soll mein Glück sich enden,
drück die Kerze aus,
ach, mit zitternden Händen!“

„Ist die Liebe a—ha—aus,
soll kein Docht mehr gi—himman.
Wisch ihn mit den Trä—hänen a—ha—aus,
die im A—a—aug dir schw—himman!“

Der freie Tag neigte sich seinem Ende zu. Bald gab es wieder Abendappell, Namensaufruf, Feldwebelanpfiff, Verteilung des Kompaniebefehls, Verteilung des morgigen Arbeitsdienstes, „Vater unser“ und „Gott, sei des Zaren Schutz!“

Indessen sollte es heute noch eine unerwartete Abendunterhaltung geben. Beim Namensaufruf fehlten zwei Großwüchsigkeitsträger: der Kompanieschreiber und der Kammerunteroffizier. Sie waren weder in der Schreibstube, noch auf dem Hof, noch im Garten zu finden. Erst nach dem Appell, als die Leute schon schlafen gehen wollten, wurden die beiden im Zustande mörderischer Betrunkenheit in die Kaserne gebracht. Ihre Gesichter waren zerklüftet und blutrünstig, ihre Uniformen voller Schmutz. Von einer Zecherei in der Stadt zurückgelehrt, hatten sie sich in der Nähe des Bataillonsgartens niedergelassen, um das Ende des Appells abzuwarten und erst nach dem Verschwinden des Feldwebels wieder in die Erscheinung zu treten; indessen waren sie eingeschlafen und hatten sich auf den Boden herumgewälzt.

Als sie aufwachten, erkannten sie einander nicht, gerieten in Streit und schlugen sich gegenseitig die Gesichter blutig. Endlich wurden sie entdeckt und zur Kompanie geschickt, wobei zwei Mann sie auf Befehl des Feldwebels am Kragen nehmen mußten, damit sie nicht das Gleichgewicht verloren. Im Handumdrehen war die ganze Kompanie um sie versammelt. Der Schreiber glökte ausdruckslos vor sich hin und torfelte unter den Händen des Soldaten wie ein Gehängter in der Schlinge. Etwas vorteilhafter präsentierte sich der Kammerunteroffizier. Der Feldwebel, der sich offenbar am meisten darüber ärgerte, daß sie ohne ihn geflohen hatten, überschüttete sie mit wütendem Hohn:

„Soll nur die ganze Kompanie zusehen! Da, guckt nur, die Herren Unteroffiziere! Ein schönes Beispiel für die Kompanie! Der Herr Schreiber und der Herr Kammerunteroffizier! Schlimmer als die Kompanieschweine! Die sind meigstens bloß dreckig, aber doch nicht besoffen und schlagen sich nicht gegenseitig die Fressen ein. Psui Teufel! Steh still. Du sollst nicht torkeln, du Drecklaw! Na, sieh dich nur einmal an, sieh dich an! Stubenältester, einen Spiegel her!“

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Russischen übertragen von Werner Bergengruen.

Nach dem Randeer hatten wir vierundzwanzig Stunden Schonung.

Ich benutzte den Ruhetag, um ein paar Bekannte zu besuchen. — es waren Musiker von der Regimentskapelle. Schon von weitem waren die Klänge der einzelnen Instrumente zu hören. In der Musikerbarade herrschte ein unmöglicher Lärm: Kornette, Oboen, Flöten, Waldhörner und Posaunen schienen einander überschreien zu wollen. In der Fensterrede jagte eine Piktoselbst hinter der Tonleiter einer Klarinette her und stieß bei den hohen Tönen jedesmal einen durchdringenden Pfiff aus.

Bei der Regimentskapelle gab es Musiker, die schon im Zivilleben musiziert hatten und mit Noten und Tempi Bescheid wußten. Die anderen aber, die sich der Kapellmeister nach Gutdünken aus der Zahl der musikalisch unvorgebildeten Mannschaften in den einzelnen Kompanien ausgesucht hatte, die hatten nichts zu lachen. Der „Dudelsack“, wie er genannt wurde, wollte aus ihnen in drei bis vier Monaten leistungsfähige Musiker machen. Für jede falsch gegriffene Note kriegten sie eins mit dem Taktstock auf die Finger. Stellte es sich beim Schluß der Übungsstunde heraus, daß einer mit dem Pentum nicht fertig geworden war, so bekam er eine tüchtige Bodpeife.

Der Dudelsack war ein unverschämtes kleines Männchen, ein Ausschneider und Zankbamb. Er litt sehr unter seinem niedrigen Wuchs und trug daher Stiefel mit übermäßig hohen Absätzen, was seine ganze Erscheinung noch lächerlicher machte. Es war, als ginge er auf Stelzen. Meist runzelte er sein rotes Säuergeßicht, um ihm einen Ausdruck von Bedeutung und Würde zu geben, aber auch dies Mittel versagte häufig. Für eine seiner wertvollsten Eigenschaften hielt er es, daß er „nie einen Tropfen Wein trant, nur Schnops, aber dafür in jeder Menge!“ In der Tat trant er im Verhältnis zu seinem jämmerlichen Körperbau recht viel, war aber nie betrunken.

Straße 30 aber trifft bestimmt das Bibelwort aus der Bergpredigt zu: „Seelig sind, die da geistig arm sind...“

Ein anderer Nazioverlehrer in der Brunenwaldstraße verkündet im Transparent: Hitler ist Wille, Mut und Kraft! Hier erhebt sich ein Kommentator, denn ein Blick auf das Bild dieses hysterischen Demagogen genügt.

Bertheidiger als Zeuge.

Vor den Kunstgutachten im van-Gogh-Prozess.

Die Beweisaufnahme im Prozess wegen der gefälschten van-Gogh-Bilder ist bis auf die Sachverständigenurteile geschlossen, das Geheimnis des van-Gogh-Russes aber noch wie vor nicht gelüftet. Die versprochene Sensation blieb aus. Als der Verteidiger in der gestrigen Sitzung seine Anwaltsrolle ausübte und vor den Zeugnissen trat, um, von dem Amtsgeheimnis entbunden, seine Aussage zu machen, lag über dem Gerichtssaal so etwas wie Spannung. Was folgte, war Enttäuschung. Wer war der Russe? fragte der Vorsitzende. Das weiß auch ich nicht, erwiderte der Verteidiger. Sie wissen es nicht oder der Angeklagte Wader hat sie in diesem Punkte von der Verschwiegenheit nicht entbunden? Nein, ich weiß es nicht. Ich kenne aber den Namen des Mittelmannes — doch darf ich ihn nicht nennen. An diesen Mittelmann, Mitglied eines Pariser Klubs, haben wir vor etwa drei Wochen an die Adresse des Klubs einen Einschreibbrief gerichtet, ohne Antwort erhalten zu haben. Vor etwa drei Tagen schickten wir darauf ein Telegramm. Wir erhielten telegraphische Rückantwort, daß der Brief an den Adressaten nicht abgeliefert werden konnte und er zurückfolgt... Der Rest der Aussage des Verteidigers war ohne Interesse.

Auch die beiden Kriminalkommissare schildern ihre Bemühungen, die Russen ausfindig zu machen. Sie erzählen auch, unter welchen Umständen sich die Polizei mit den ersten Recherchen in der Angelegenheit der Bildersälschungen befaßt hat. Ein ausländisches Blatt brachte einen Artikel, der von Bildersälschungen in Frankfurt a. M. und Düsseldorf sprach; auch von van-Gogh-Fälschungen war da die Rede. Nachforschungen an Ort und Stelle blieben ergebnislos. Dann erschien ein Artikel in einer Berliner Zeitung; es wurden in Verbindung mit dem Namen Wader 30 gefälschte van-Goghs erwähnt. Man fand bei Wader in der Viktorienstraße etwa 10 van-Goghs, die Hausfuchung beim Vater und Bruder in Düsseldorf brachten keinen Erfolg. Der Vater, dessen Matrose der van-Goghchen ähnlich schien, meinte, wenn er so malen könnte, so hätte er nicht so begehren zu leben brauchen. Der Angeklagte bezeichnete u. a. eine Bildergalerie im Haag und eine in Mannheim als Herkunftsstellen ihnen gehörender zweier van-Gogh-Bilder. Weder die eine noch die andere Bildergalerie konnte festgestellt werden.

Auch Waders Sekretär und langjähriger Freund Krenemitsch feuerte als Zeuge nichts zur Klärung der dunklen Russenaffäre bei. Als wegen der Echtheit der van-Goghs Bedenken aufstauten, schickte Wader die Bilder nach Holland zur Begutachtung. Er erhielt den Bescheid, daß sie echt seien. Ueber große Mittel verfügte der Angeklagte angeblich nie. Er litt stets an Geldknappheit. Trotz der hohen Preise, die er für die van-Goghs erzielte, er erhielt eben stets nur eine nicht allzu hohe Provision.

Mit diesem Zeugen war die Beweisaufnahme erschöpft. Prof. Kreuzfeld erstattete sein psychiatrisches Gutachten: er nannte den Angeklagten einen Hysteriker, der zur Simulation neige. Diese Charakteristik rief den Verteidiger auf den Plan; zwecks Rehabilitierung seines Mandanten beantragte er die Ladung eines Arztes, der ihn jahrelang behandelt hat. Im übrigen, erklärte er, habe der Angeklagte nie für sich den § 31 in Anspruch zu nehmen beabsichtigt, die Begutachtung sei auf Veranlassung des Staatsanwalts erfolgt, der Angeklagte habe sich nur mit größtem Widerstreben zur Verfügung gestellt.

Am Montag folgen die zahlreichen übrigen Sachverständigen.

Geldschranke im Grunewald.

Denkmäler der Wirtschaftsnote.

In der Straße „Auf dem Grob“ in Dahlem wurde gestern ein etwa 2½ Zentner schwerer Geldschrank älteren Systems gefunden. Der Schrank war offen und enthielt nichts.

Funde solcher Art sind in letzter Zeit in nahezu 12 Fällen gemacht worden. Wie noch erinnert, begann diese neue Methode, sich des Tresors zu entledigen, am Silvesterabend, wo man einen Geldschrank im Grunewald aufstieß. Da sich dafür kein Besitzer fand, wurde der Tresor im Grunewald „beerdigt“. Weitere Funde wurden z. B. am Friedrich-Krause-Weg in der Nähe des Thyssen-Kranes gemacht. Dieser Tresor war gewaltsam aufgebrochen worden. In der Köpenicker Straße 22 entdeckte man in den Morgenstunden im Haus-

Der französische Hitler.

Die Deutsche Republik ist zum Leben erwacht.

In einer überfüllten Kundgebung des Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens im großen Saal des Logenhauses in der Kleiststraße sprach Rechtsanwalt Dr. Bruno Weil über das Thema „Von Boulanger bis Hitler“.

Die abenteuerliche Lebensgeschichte des französischen Generals ist jüngst von uns besprochen worden. Nach einer glänzenden Laufbahn als Offizier, die ihn auf die Kriegsschauplätze von vier Erdteilen führte und mit noch nicht fünfzig Jahren General werden ließ, stürzt er sich in die Politik. Er läßt sich zum Abgeordneten aufstellen und triumphiert in nicht weniger als drei Wahlstreifen. Am 27. Januar 1889 stimmten 245 000 von 450 000 Wählern für Boulanger. Ganz Paris war auf den Beinen, es dröhnte und schallt: Zum Ehre, zum Ehre! Boulanger jubelt, er findet seinen Entschluß, und um fünf Minuten nach 12 Uhr sagt ihm einer seiner treuesten Anhänger: „General, seit fünf Minuten ist Ihre Popolarität im Wachsen.“ Weil der Staatsgerichtshof ihm den Prozess machte, floh er schon zwei Monate später ins Ausland, die folgenden Parlamentswahlen brachte der Boulange eine katastrophale Niederlage. 1891 endete der Abenteurer durch Selbstmord. Welche Vergleiche zu unseren Tagen drängen sich auf? Einmal in der Außenpolitik! Diktatoren oder solche, die es werden wollen, müssen eine aktivistische Außenpolitik treiben. Auch die Boulange arbeitete deshalb wie Hitler mit der Parole der „nationalen Front“. Wie die Hitler-Bewegung eine die Boulange Angehörige der verschiedensten Klassen. Die Unzufriedenen aller Parteien, die Müden, Enttäuschten, die Dummköpfe, die für allen Verdruß die Republik verantwortlich machen, die Hohen, die den Federbusch verehren, alle, die meinen, ein Unteroffiziersgehirn könne in fünf Minuten schaffen, was erfahrene Volksvertreter in Jahren nicht zu vollbringen vermögen, sie vereinen sich in der Boulange. Zur nationalen Phrase gefellte sich eine Kaskade und eine byzantinische Lobpreisung, wie auch wir sie heute täglich

erleben. Dabei fehlte jedes klare Programm. Warum brach die Boulange zusammen? Einer der Hauptgründe ist die Unzulänglichkeit des Helden. Revolutionäre sind aus anderem Holze geschnitten, als Boulanger und Hitler. Das Erwachen muß folgen, wenn das Volk merkt, daß Einigkeit nur in der Negation, Uneinigkeit aber in jeder Zielsetzung vorhanden ist. Darüber hinaus aber war es die Energie der Republik, die Boulanger fällte. Damals war zum ersten Male in der dritten Republik ein Zypist, Constans, Kriegsminister, nicht etwa gar ein General Innenminister. (Heitere Zustimmung.) Constans griff mit rücksichtsloser Energie durch! Er schlug die Patriotenliga, die der deutschen SA. gleicht, nieder.

Weil schloß mit einem Appell an die deutschen Juden, im Kampf für den Staat des Rechtes und der Freiheit ihren Mann zu stehen. Er fand stärksten Beifall. Gertrud Einfeldt registrierte.

Nazis mit Tränengasbomben!

Weiße Mäuse, Blindfleisch und Tränengasbomben ist man von Berliner Hakenkreuzlern gewöhnt, Tränengas dagegen stellt eine Neuheit dar. In den gestrigen frühen Nachmittagsstunden wurde diese neueste „Waffe“ untrailer Hakenkreuzlämmel in den Pica-dilly-Bichtspielen in der Bismarckstraße ausprobiert, als der Hindenburg-Wahlfilm über die Weimarer Rolle, wie er tagtäglich in allen Stadtteilen in zahlreichen Lichtspieltheatern gratis vorgeführt wird. Die Wirkung des Tränengases war so stark, daß die Hitler-Burschen tatsächlich ihren Zweck erreichten: nämlich das Kino mußte geschlossen werden, da es niemand von den Zuschauern im Innern des Lichtspieltheaters aushalten konnte. Ein Glück für die Bombenwerfer, daß sie von der erbitterten Menge nicht gelacht wurden, sie hätten sonst ihr blaues Wunder erleben können. Bei den heutigen Wiederholungsaufführungen werden die Zuschauer besser auf ihre Nebenleute achtgeben.

Achtung! Parteiveteranen!

Alle Genossinnen und Genossen, die vor und während des Sozialistengesetzes für die Partei tätig waren, werden mit ihren Angehörigen zu einem

gemütlichen Beisammensein

am Sonnabend, dem 3. April 1932, um 19 Uhr, im Gewerkschaftshaus, Engelauer 24/25, freundlichst eingeladen. — Mitwirkende: Ebert-Manz-Ouardt. Musik. I. A.: Wilhelm Gründel.

flur wieder einen alten Tresor, der am Tage zuvor einem Gastwirt angeboten worden war. Ein weiterer Tresor fand sich auf dem Hof des Hauses Eintracht 16 an. Das Ding wiegt 5 bis 6 Zentner und hat noch immer keinen Interessenten gefunden. Dann sehen Straßenzüge in der Nähe der „Blase“ im Rinnstein einen Geldschrank liegen, dessen Besitzer noch immer nicht ermittelt werden konnte. Mit der Wegschaffung dieser Schränke hat die Polizei ihre Not. Die Händler wollen nichts dafür zahlen, da sich der Transport zu teuer stellt und sonst sind sie nicht zu verwerten. Das Rezept, sie in Kleiderschränke umzuwandeln, hat noch niemand gefunden, und so bleibt allein der Grunewald als Friedhof für diese Denkmäler der Wirtschaftsnote.

Berleumdung des Reichsbanners.

Lügen in der „Deutschen Zeitung“.

Die Gaupressestelle des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold teilt mit:

Die „Deutsche Zeitung“ versucht seit einigen Tagen eine Entlohnungsoffensive für die durch die Enthüllung der verkehrerischen putz- und landesverräterischen Pläne bloßgestellten Nationalsozialisten durchzuführen, indem sie spaltenlange Artikel über angebliche Alarmpläne des Reichsbanners veröffentlicht. So begreiflich das Bestreben ist, die durch das Preußenmaterial komponierte Legende der Nationalsozialisten aufzufrischen, die Demunziation des Reichsbanners ist das allerungeeignetste Mittel. Die in der Abendausgabe vom 8. April veröffentlichten Räubergeschichten stellen jedoch alle Licherigen Veröffentlichungen in den Schatten. Da wird von der „Alarmstufe I“ geschwätzt und ein „Nez von Beobachtungsposten“ über ganz Berlin festgestellt. Da behauptet man dreist, am Sonn-

abend werde die „Alarmstufe II Bereitschaft“ eintreten. Endlich weiß die „Deutsche Zeitung“ zu berichten, daß in der Nacht zum Sonntag 14 000 Schwabenteile in die Provinz befördert und dafür 2000 auswärtige Reichsbannerleute in Berlin erwartet werden. Zur Beförderung dieser Reichsbannerformationen stünden eine ungeheure Anzahl von Schnellzügen zur Verfügung.

Schamloser als hier von der „Deutschen Zeitung“ ist noch nie gelogen worden. Wir stellen mit allem Nachdruck fest, daß die Behauptungen der „Deutschen Zeitung“ samt und sonders aus der Luft gegriffen sind. Entweder ist die Redaktion einem gerissenen Märchen-erzähler aufgefressen — wie hoch sind diese Erzählungen dann bezahlt worden? — oder aber, und das muß nach der bisherigen Praxis der „Deutschen Zeitung“ viel eher angenommen werden, die „Erzählungen“ sind von ihr selbst fabriziert worden. In diesem Falle genügt es, diese politische Falschmünzerei gebührend niedriger zu hängen.

50 Jahre Berliner Glühlampe.

Ein fast vergessenes Jubiläum.

Am 12. April 1882 wurde die erste elektrische Glühlampenanlage Deutschlands in Betrieb genommen. Sie verfertigte die Berliner Drucker W. Bürgenstein mit dem von Edison stammenden neuartigen Licht, das nach dem zeitgenössischen Bericht eines anscheinend aus dem Gas-Roger kommenden Referenten „weder Hitze noch unangenehme Luft“ ausstrahlte und überhaupt „eine ruhige, freundliche und feuerlichere Beleuchtungsart“ verkörperte.

Instaltiert wurde diese erste deutsche Anlage von Emil Rathenau, dem nachmaligen Gründer der AEG, der die Edison-Lampe von der Pariser Ausstellung 1881 mitgebracht und sich die Patentausübung in Europa gesichert hatte. Freilich handelte es sich bei der Bürgensteinischen Installation noch nicht um eine fabriktionsmäßig hergestellte Anlage. Vielmehr hatte Rathenau, in der festen Überzeugung, daß dem Edison-Licht die Zukunft gehören würde, die Anlage schon während der Verhandlungen errichtet, in denen er mit den Banken zur Gründung einer Fabrikationsgesellschaft stand. So liefert er in Deutschland den ersten praktischen Beweis für die großen Verwendungsmöglichkeiten der neuen Beleuchtungsart. Jetzt wurde eine Studiengesellschaft gegründet, die weitere Anlagen ausführte und neue Erfahrungen sammelte. Aus ihr ging 1883 die „Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektricität“, die spätere AEG, hervor.

17317 deutsche Kleinfiedlungen.

Westfalen mit 2559 Stellen an der Spitze.

Das Reichskommissariat für die vorstädtische Kleinfiedlung hat bisher insgesamt 17 317 Kleinfiedlerstellen bewilligt, die zum größten Teil bereits in Ausführung sind. Von diesen Stellen entfallen auf die preussischen Provinzen 9167, auf Berlin 1800. Für Bayern sind 1634 Kleinfiedlerstellen vorgesehen, für den Freistaat Sachsen 1868 für Württemberg 328, für Baden 606, für Thüringen 570, für Hessen 320, für die Stadt Braunschweig 126, für Anhalt 100 und für Hamburg 520. Die Provinz Brandenburg hat nur 580 Kleinfiedlerstellen, Pommern nur 292 Stellen zugewillt bekommen, während auf Hessen-Raffau 700, auf die Rheinprovinz 1410 und auf Westfalen 2559 Stellen entfallen. Westfalen bekommt also mehr vorstädtische Kleinfiedlungen als Berlin und die Provinz Brandenburg zusammen.

Straßenbahn-Sonntagsverkehr nach Bicheldorf. Ab 10. April wird bei schönem Wetter an Sonn- und Feiertagen die Straßenbahnlinie 93 nachmittags bis Bicheldorf durchgeführt. Die Wagen verkehren viertelstündlich ab Treptow von 11.55 Uhr bis 19.45 Uhr, ab Bicheldorf von 13.15 Uhr bis 21.03 Uhr.

Den 60. Geburtstag feierte am 5. April 1932 der Ehrenobermeister vom Verband selbständiger Weisermeister, Hohl- und Instrumentenblechmeister von Berlin und Ostdeutschland, Hermann Wachow, Berlin C. 25, Sombacher Str. 64.

Schüler studieren Verkehr.

Die Arbeit der „Berliner Schul-Verkehrswacht“.

Als Auftakt der „Jugendverkehrswoche“, die die Verkehrswoche Berlin-Brandenburg vom 11. bis 16. April veranstaltet, zeigte Rektor Hauer, der Gründer und unermüdete Vetter der „Berliner Schul-Verkehrswacht“, die erteilten Fortschritte seiner verkehrspädagogischen Arbeit.

Im „Verkehrsgymnast“ der 15. Schule (Koppenstraße 84) gibt es eine reiche Fülle sorgsam zusammengestellter Materialien auf dem Gebiete der Unfallverhütung. Es ist dies keine Schulausstellung im üblichen Sinne mit Vorzugsarbeiten fleißiger und begabter Schüler, sondern eine ganz und gar auf den Alltag und seine großen Gefahren zugeschnittene Darstellung von Kinderarbeiten — es handelt sich ausschließlich um Volksschüler —, wie sie aus der Anregung durch den Verkehrsunterricht entstehen. Da sieht man neben der bekannten kindhaften „Verkehrsskizzen“ der launigen, äußerst prägnante Berlin viele Aufsätze, Zeichnungen und Photographien, hier hat ein Zehnjähriger mit unendlich viel Geschick, Ausdauer und einem Taschenmesser einen prächtigen Verkehrsturm geschnitten, dort fertigte ein anderer aus alten Schuhputzschächeln eine Verkehrswacht

an; mit Boukästen werden in der Verkehrsunterrichtsstunde Straßen gebaut, selbsthergestellte Verkehrszeichen, Schulpunkte, Warnungstafeln usw. aufgestellt. Eine von Rektor Hauer schriftlich niedergelegte Verkehrsbelehrung gelangte bisher in über 150 000 Exemplaren an die Berliner Schulkinder zur Verteilung. Modelle aller vorhandenen Verkehrsmittel, vom Argrohwater des ersten Rüsternisprechers angefangen bis zur modernsten technischen Errungenschaft unterstützen den Unterricht. Rektor Hauer geht von dem Grundsatz aus, daß ein Verkehrstennis ja unbedingt eine Verkehrserziehung zugrundeliegen muß — wie nötig hätten diese vielfach auch die großen Kinder! —, und daß nur auf diese Weise der stetig anwachsenden Ziffer der Verkehrsunfälle erfolgreich begegnet werden kann. In diesem praktischen Verkehrsunterricht nehmen außer den Schülern auch Erwerbslose, Berufsschüler sowie die Eltern in Rahmen von Elternabenden teil. Die wirklich lebenswerte und aufschlußreiche Ausstellung ist vom 13. April bis 8. Mai werktäglich von 16—19, Sonntags von 11—14 Uhr geöffnet. Vormittags steht sie an den Wochentagen den Schülern zum kostenfreien Besuch nach vorheriger Anmeldung zur Verfügung.

Geld in Massen — auch für Sie durch die Klassenlotterie

Über 114 Millionen RM Gesamtgewinne

ZIEHUNG DER 1. KLASSE AM 22. UND 23. APRIL 1932

39. PREUSSISCH-SÜDDEUTSCHE KLASSENLOTTERIE

Hans Erman: Pauline

Von den Briefen an Karl Ottenhofer waren fünf nun als unbestellbar zurückgekommen. — Jetzt war ein sechster unterwegs, dringlicher und beschwörender als alle zuvor.

Pauline begann unruhig zu werden. In aufgeregten Nachträumen hatte sie Karl neben sich; er hielt ihre Hand, und sie sprach mit ihm über alles, was so froh und so drohend zugleich herantam. In diesen Träumen fand sie bei Karl Schutz und Liebe und Geborgenheit. So sehr stark war dies Gefühl von Karls Nähe dann, daß ihr der Tag fast wie ein Traum, ein böser ängstlicher Traum, vorkam, und daß diese zurückkommenden Briefe mit ihrem nächsten postaltigen Vermerk „Adresse unbekannt“ nichts anderes denn mitleidiger Spuk sein konnten.

Es war genau ein Jahr her, daß Pauline in das große Hotel der Stadt gekommen war. Die Seite des Raumes, die festliche Halle der Säle und Gänge hatte sie, die an niedrige Stühle und modrigdunkle Dielen und Terrassen gewöhnt war, zuerst nur erschreckt und geärgert. Doch bald war ihr diese festliche Leben und Treiben, waren ihr die städtischen Unterhaltungen und Vergnügungen lieb geworden. Und bevor sie die Eintönigkeit dieser großen Abwechslungen erkannt hatte, bevor ihr das Unbefriedigende im Leben ihrer Kolleginnen, die sich so viel leichter und freier gaben als die Freundinnen des heimatischen Dorfes, bewußt geworden, war Karl in Paulines Leben getreten.

Pauline war hübsch. Schlankte feine Arme und Beine; unter dem weißen häubchen lichte blondes Haar. Und frohe braune Augen, die neugierig das Leben besahen, das sich im hellsten Glanz und Reichtum um sie her ausbreitete. — Ihr Gesicht trug noch die leichte, bräunliche Farbe der Jugend, den Schimmer des Baldes und der Felder. Sorglos, gleichsam ein wenig durstig geöffnet, lächelte ihr Mund der Welt entgegen. Wächte zu den Komplimenten und Freundlichkeiten der Gäste, die oft mit Worten, oft auch mit einem leisen Streicheln über dies blühende frische Gesicht ihrem Wohlgefallen an Pauline Ausdruck gaben.

Pauline wußte, daß sie den Männern gefiel. Mit der Unbefangenheit ihrer zwanzig Jahre freute sie sich, solch gelegentliche Anerkennung der Järllichkeit zu empfangen. Ein wenig triumphierte sie auch über die vielen, nicht minder hübschen Kolleginnen, die beim Zusammensein auf der Treppe oder im gemeinsamen Schloßaal sich mit ihrem Erfolgen und Eroberungen, auch mit den Geschenken, die sie erhalten hatten, gegenseitig herausforderten, und für Pauline, die unerfahrene Pauline nur verständnislosen Spott oder plump scherzende Ratsschläge fanden.

Tändelndes Spiel war alles gewesen, bis zu dem Tage, wo ihre Liebe, ihr ganzes Wesen Karl Ottenhofer zugefallen war. Unwirklich schien das Glück zu sein, das sie jetzt umgab, und dessen Glanz oder Abglanz sie über die Arbeit hinweghob zu den, gleich Sekunden, kurzen Stunden, die sie mit Karl verbringen durfte.

Der Arbeit abgestohlene Stunden weiteten sich traumhaft in die Zukunft und bildeten eine lockende Brücke zu gemeinsamem Leben. Unendlich, ewig schien das Glück der Liebe zu sein.

Bis eines Tages der Kongreß vorüber war, die Herren Minister und Bevollmächtigte davon gingen. Mit ihnen die Gutsbesitzer und Landwirte, deren Wohl die Bestimmungen gegolten. Und mit den Landwirten auch die Herren Vermalter und Sekretäre. — Unter diesen auch Karl Ottenhofer, von dem Pauline nur den Namen und irgendeinen kleinen Ort in der niederdeutschen Tiefebene wußte.

Nede Woche hatte Pauline an diese angegebene Adresse einen kurzen Brief geschickt. Einmal war aus einer anderen Stadt am Rhein ein Kartengruß gekommen. Und sonst nichts. An jedem freien Nachmittag schrieb Pauline. Bis eines Tages der Brief zurückkam mit dem Vermerk „unbestellbar“. Und bis sie alle dann, regelmäßig wie sie abgehandelt waren, wieder zurückkam zu Pauline.

Pauline wartete.

Eine Zeitsung war sie gern in das Zimmer gegangen, das Karl sechs Wochen lang bewohnt hatte, und das ihr etwas wie eine Heimat geworden war. Und lange Zeit war es ihr auch gelungen, die Erinnerung an Karl in diesem Zimmer festzuhalten und es aus der gewöhnlichen Reihe gleichgültiger Hotelzimmer, für die sie zu sorgen hatte, als etwas besonderes, als Karls Zimmer, herauszuheben. Das Bett wurde ein wenig anders gemacht als die Hotelordnung es vorschrieb; Decken und Kissen so gelegt, wie er es immer gewünscht hatte. Auf dem Waschtisch standen die Gläser und Schüsseln so, wie Karl sie gestellt hatte. In keinem der anderen Zimmer waren die Blumen so frisch und so schön geordnet wie in diesem. Lange noch zog sie die dichten Vorhänge des Abends ein wenig zur Seite, so daß auf den Nachttisch ein schmaler Streifen Licht von draußen fiel, was Karl geliebt hatte, der nie im völlig dunkeln Zimmer schlafen wollte.

Vielleicht hatte Pauline für einen, irgendeinen Tag Karl erwartet? — nun war aus dem Erwarten ein Warten geworden.

Blau, rote, grüne und gelbe Lichter blühten beschend in den Gängen auf. In unaufhörlichem Wechsel leerten und füllten sich die Zimmer des Hotels. Gäste kamen und Gäste gingen. Waren anspruchlos und still oder verlangten jetzt dieses und gleich darauf jenes. Im Wechsel der Tage war Karls Zimmer kühl und unpersönlich geworden wie alle Zimmer des Hotels. Irgendein Gast, ein Mann oder eine Frau, wohnte heute darin. Jemand wird es morgen bewohnen. Ein anderer übermorgen. Und so fort.

Pauline wartete.

Ihre Augen begannen nachlässig zu werden gegen die bunten Lichtsignale. Ihre Füße trugen sie nur widerwillig und langsam durch die langen Gänge ihres Stockwerks. Ihr Körper war schwer und träge geworden. Am liebsten sah sie jetzt in der engen, kleinen Office, die Hände schlaff und müde in den Schoß gefaltet, und grübelte. Hatte sie nachdienst, so kauerete sie vor dem niedrigen ungedeckten Holztisch und entwarf Briefe, die sie mit ungelenteten Fingern nieder schrieb. Dann konnte es auch geschehen, daß Pauline unpünktlich oder gar nicht zu der Abführung erschien, bei der die Mädchen von drei zu drei Stunden das Stockwerk tauschten, was etwas verhindern sollte, was sich doch eben nicht ganz verhindern ließ.

Endlich kam auch der sechste, letzte Brief zurück. Und wieder trug er den Vermerk „Empfänger unbekannt“. — Lange sah Pauline vor diesem Brief. Immer und immer wieder las sie die verschiedenen postaltigen Zeichen und Vermerke, als ob sich aus ihnen allem zum Trost Karls Aufenthalt herauslesen müsse, immer und immer wieder verglich sie die Anschrift des Briefes mit der von Karl bei seinem Abschied hinterlassenen.

Schließlich ging sie heimlich hinunter in die Portierloge und erbat sich die Liste der Besucher des damaligen Kongresses.

In der Liste fand sich kein Karl Ottenhofer.

Vango dauerte es, bis Pauline es ganz klar wußte, daß sie betrogen worden war, daß dieser Name Karl Ottenhofer eine Lüge war! Doch alles, alles Lüge gewesen war, was sie erlebt und empfunden hatte.

Ein Zug kalter Härte, der sonderbar ihren weichen Bewegungen

und ihrem nun blaß und zart gewordenen Aussehen widersprach, preßte sich jetzt um ihren Mund. Pauline war mit einem Male scheu und unliebenswert geworden. Den Gästen diente sie mit feindlicher Gleichgültigkeit. Schweigend begegnete sie dem lachselnden Spott ihrer Kolleginnen. Und als sie eines Abends neben ihrer Kleiderbox im Schlafraum die Kündigung vorfand, verzog sich keine Miene ihres starr gewordenen Gesichtes.

Das Außerordentliche hatte Pauline gestreift oder gar gepackt. Aus ihrem kleinen glücklichen und gleichmäßigen Leben stieß man sie hinaus. Der Zusammenbruch ihrer Liebe schien auch der Zusammenbruch ihres Lebens zu werden. Sie war betrogen, war mißhandelt worden. Sie fühlte sich wie mit einer Peitsche geschlagen. Das Schicksal hatte sie in eine besondere, eine isolierte Lage gebracht, die Paulines einfache Gedanken nicht mehr meistern konnten.

Hatte man sie geschlagen, hatte man ihr Leben zerstört, ihre Liebe mißhandelt! — Pauline wollte wieder schlagen! zerföhren! zerbrechen! Pauline wollte sich rächen an allen für das Schicksal, das ihr bereitet. — Und doch stand sie allem, was kommen würde, ohne Rat und hilflos gegenüber. Auch lag alles in so nebelhafter weiter Ferne, daß es vielleicht nie Wirklichkeit, nie Nähe werden konnte. — Und war nicht ihre Stimme leise, ihre Hand schwach?

In diesen Tagen las Pauline in einer Zeitung die Notiz, daß ein Arbeitsloser zwei Handgranaten in das Ministerium des Innern geschleudert hätte. Niemand wurde dabei verletzt. Der Sachschaden war gering. Man hatte den Mann festgenommen, wieder freigelassen. — Tat der Verzweiflung berichteten die Blätter; nach und nach brachten sie einzelne Umstände aus dem Leben des Mannes, der einmal als Farmer in Afrika von einem sicheren ruhigen Dasein hatte träumen dürfen, und die das Schicksal aus seinem Leben herausgerissen und in arme Unsicherheit geworfen hatte. Der Protest eines Armen, der sich mißhandelt glaubte, den seine Not zu ersticken drohte.

Mit Handgranaten umzugehen und sie etwa in das Ministerium für Landwirtschaft zu schleudern, war Paulines Sache nicht. Sie überlegte und grübelte lange. Wie man die Schlägen und treffen könnte, die fast und zufrieden an gedekten Tischen saßen, die sich ihrer Kinder ohne Scham erfreuen durften. Für ihre Einsamkeit, ihre Verlassenheit sich rächen an allen; an allen Männern und an allen ihren Frauen?

Nochmals ließ Pauline sich vom Portier die Liste der Gäste jener Wochen geben. Und ihre ungelenten, nur Rapportie und Bäckzetteln gewöhnten Finger notierten mehrere Namen. Und schon im nächsten Tage gingen mehrere Briefe hinaus in blauen, gewöhnlichen Umschlägen, die die Adressen der bekanntesten Kongreßteilnehmer trugen.

Außer der Adresse enthielten sie nichts als diese wenigen, in kindlicher Einfachheit geschriebenen und doch für die Betroffenen unangenehm drohenden Worte:

„Ich habe viel gemeint, daß Sie so schnell wieder abgereist sind. Und ich muß Ihnen doch mitteilen, daß ich immer an die schöne Zeit denke, die wir miteinander gewesen sind. Leider bin ich zu meinem Bedauern hier getündigt worden und jetzt ohne Stelle. Ich denke es mir sehr schön, wenn ich jetzt ganz zu Ihnen ziehen kann. Und hoffe, das nichts dagegen. Zumal ich das Kind erwarte. Und der Winter vor der Tür. Für das Reisegeld brauchen Sie keine Angst zu haben. Ich fahre ganz billig. Die Fürsorge wird es mir geben, wenn ich sage, warum ich reisen muß zu Ihnen. Ich freue mich sehr darauf. Und es ist mein

Hans Weilmaier: Amok

Aus einem Seemannstagebuch

Die „Malaku“ lief in voller Biegung vor dem Wind. Es war für uns ein Gefühl der Beiriedigung, wenn wir spürten, wie sie sich bewegte und leicht übertrug, insbesondere aber für den Reeder, den wir persönlich an Bord hatten. Ich hatte ihn aus der Irrenanstalt in Sydney abgeholt. Er hatte vor einigen Monaten auf seiner Planlage, die auf der Salomoninsel Nabella lag, einen schweren Anfall von Tropenfieber bekommen und dabei zwei schwarze Arbeiter erschossen. Daraufhin war er in die Irrenanstalt nach Sydney gebracht worden. Jetzt fuhren wir nach Hawaii, wo er sich einigermaßen erholen sollte. Wir hatten den Salomon-Archipel schon wieder verlassen und näherten uns dem Äquator.

Die „Malaku“ machte neun Knoten Fahrt. An Deck war alles ruhig. Der Reeder lag hinten am Heck in einem Liegestuhl und las eine Zeitung. Im Osten sah man den Rauch des jahresplanmäßigen Dampfers, der nach den Fidji-Inseln schwamm.

Während der Nacht wurde ich wach. Das Schiff lag ruhig, zu ruhig. Ich wußte sofort, daß man die Segel gerafft hatte oder daß der Wind fehlte. Ich rannte an Bord. Die Segel waren alle gefiebt, aber sie hingen schlaff von den Rahen und Masten. Ich ging in das Kompasshaus. Das Barometer war bedenklich gefallen. Die Sterne waren nicht mehr zu sehen. Ich rief alle Mann an Bord und ließ die Segel bis auf die Gaffel- und Untermarssegel eindrengen.

Die erste Bö fündete einen anständigen Sturm an. Die Masten ächzten und stöhnten und der Bug des Schiffes bohrte sich tief in die Wellen. Dann bäumte sich die „Malaku“ auf und schoß über das Wasser. Die zweite Bö zerfetzte die Untermarssegel und nahm ein paar Rahen mit. Eine Sturzwelle zertrümmerte die Schanzwerkleidung.

Der Reeder kam an Deck gerannt. „Was ist denn hier los?“ schrie er. Das Wasser warf ihn gegen das Steuerrad. Seine Augen glühten auf. „Ich übernehme das Kommando! Sie sind Kapitän gewesen!“ brüllte er mich an. Ich ging unter Deck. Es war hier nicht auszuhalten. Die Luft war heiß und stickig. Die Petroleumlampe schwankte bedenklich hin und her. An dem starken Jittern der Wände fühlte ich, wie schwer die „Malaku“ kämpfte.

An Bord stimmte etwas nicht. Man hörte keine Schritte, kein Kommando. Aber Segel waren noch gefiebt. Die „Malaku“ hatte immerhin eine bemerkenswerte Fohrigeschwindigkeit. Plötzlich brach ich auf. War da nicht eben ein Schuß gefallen? Es konnte auch ein Segel gewesen sein, das eben zerrissen worden war. Doch da war es wieder! Ein kurzer, heiser Knall.

Ich rannte an Deck. Hier bot sich mir ein sonderbarer Anblick. Richtiges Hand die Mannschaft zu einem drohenden, finsternen Knäuel zusammengedrängt. Ein Stück zum Heck hin lagen zwei fahrlässige Matrosen. Eine Welle, die über Bord kam, nahm sie mit. Am Steuerrad stand, halbnaht, der Reeder. Um seine Hüften hingen in mörderischen Beuten zwei automatische Pistolen. „Er hat die beiden erschossen!“ riefte es in mir auf. „Aber warum? Ich sah über den Bug des Schiffes auf das Wasser. Wir steuerten auf ein Schiff zu, auf einen hellerleuchteten Dampfer. Trotz des Sturmes lag er verhältnismäßig ruhig. Aus seinen Schornsteinen stoben glühende Rauchwolken. Sie zeigten von der Anstrengung der Dampfessel und Maschinen. Wir mußten ihn unbedingt rammen, wenn der Reeder nicht sein Steuer herumwarf.“

Trost, wo alle Menschen schief zu mir sind und ich nichts von mir wissen wollen. Mit vielen Grüßen und Küßen Ihre Sie ewig hochschätzende Pauline.“

Das sollte all diesen seinen Herren ins Gesicht schreien, daß sie Schurken seien! Schufte! einer wie der andere. Das sollte sie alle herausreißen aus ihrer Gleichgültigkeit. Man hatte sie gestoßen! — Sie hatte den Stoß pariert! Alle für einen! Mochte man sie anklagen, verdammen! Sie würde es allen noch ins Gesicht schreien, daß sie Lügner, Betrüger seien!

Als Pauline die Briefe im Kasten mußte, wurde sie geföhrt und ruhiger; sie empfand etwas von der Entspannung, die das Leben gewährt, wenn man in seinen Ablauf lässig eingegriffen hat. Nun mochte geschehen, was geschehen wollte.

Doch nichts ereignete sich. — Viele Tage vergingen, die Pauline widerwillig in der stickigen Office des vierten Stockwerks abmarte.

Eines Tages, endlich, kam ein Brief. Bald noch einer. Ein dritter. Und noch einige. Keiner von ihnen trug einen Absender. Fast alle steckten sie in großen gelben Umschlägen. Und meist enthielten sie das Gleiche.

Der Schreiber entschuldigte sein langes Schweigen. — Sie bestritten alles. — Und jeder von ihnen hatte seinen Anwalt beauftragt, die Sache womöglich in Güte zu regeln. — Und jeder bot, Paulines strengste Discretion vorausgesetzt, ihr seine vorläufige Hilfe an. Alle schickten mit gleicher Post eine kleine Unterstützung fürs erste. Und alle baten sie dringlich, von dem in Aussicht gestellten Besuch abzusehen.

Nur einer meinte, daß dieser Ausgang von ihm nicht hätte vorausgesehen werden können, und ihm auch überaus peinlich sei. Er wünschte alle Weiterungen zu vermeiden und überweise zu diesem Zweck vorläufig 400 Mark an ihre Adresse.

Zum ersten Male löste sich der hart gewordene Mund Paulines aus seiner Starre. Ja, sie dachte beim Lesen der Briefe verschiedene Male laut auf, so daß sich die Kolleginnen teils verwundert, teils spöttisch fragten, was sie in ihrer Lage noch zu lachen habe?

Pauline schwieg dazu. War sie nicht auch zu strengster Discretion verpflichtet? Und im Uebrigen, — lohnte es sich überhaupt noch ein Wort darüber zu verlieren?

Ein Mann war wie der andere. Und jetzt war es an Pauline, sich über die Kolleginnen zu wundern, die diese Männer und diese Liebe so ernst und wichtig nehmen konnten. — Ein Mann war doch wie der andere.

Ihre Liebe hatte den einen nicht halten können. Ihr Haß vermochte nichts über die anderen. Weder Haß noch Liebe reichte hinüber zu ihnen. Vergeltlich hatte sie daran geglaubt.

Es lohnte sich nicht. Sie war allein unter diesen Menschen, die zu stehen so wenig Wert hatten wie für sie zu sterben; die fern waren und fern blieben — bis auf einen.

Wiesen und Wälder leuchteten vor Paulines Auge. Friede und Geborgenheit. Eltern und Geschwister. Neffen und Nichten. Bielleicht spielte ein Kind darunter, das Paulines Kind ist?

Das Feld mochte in gelben Blüten; Pauline glaubte den herben Geruch des Korns hier im stickigen Schlafsaal des Hotels zu spüren. — Friede und Geborgenheit, die Heimat lockte. Das kleine enge Haus. Und Arbeit! Arbeit! Biele, viele Arbeit für sich und das Kind...

Am nächsten Morgen, noch lange bevor die ersten Gäste nach Schuhen, Kleidern oder Frühstück klingeln konnten, hatte Pauline das Haus verlassen. Neben ihren städtischen Kleidern ließ sie eine größere Summe Geldes zurück mit der Bitte, sie unter ihre Kolleginnen zu verteilen, denen das Geld von Rechts wegen zukamte.

Ich drehte mich um. Ich kämpfte mich durch die Sturzwellen und den Sturm an das Steuerrad heran. Flüchtig sah ich, wie der Reeder eine seiner Pistolen zog. Mit der einen Hand hielt er krampfhaft das Steuerrad und in der anderen hielt er drohend das Schloßheisen. Seine Augen hatten einen fieberigen Glanz.

„Bill er mit der „Malaku“ den Dampfer rammen? Ein Wahnsinniger, den die hellen Fenster und das ruhige, sichere Föhren des anderen Schiffes ärgern, auspeitschen, während sein Schiff von den Wellen umhergeworfen wird? Ist das ein neuer Anfall von Tropenfieber? Oder ist das Amok? Jene Tollwut, die sich dadurch äußert, daß man losrennt und alles vernichtet, was sich in den Weg stellt, bis man selbst ins Verderben rennt. Nein! Der Reeder mußte weg vom Steuerrad. Hier handelt es sich nicht um ein oder zwei, sondern um Hunderte von Menschenleben!“

Ich sprang weiter. Er schoß. Etwas rief mich herum. Ich wurde auf die Deckplanke geschleudert. Der linke Arm war getroffen. Eine Welle hob mich hoch und warf mich zu den Matrosen zurück. Der Arm tat verheerend weh. Ich rief mich vom Boden hoch und sah sofort, daß nichts mehr zu retten war.

Auf dem Dampfer hatte man uns jetzt bemerkt. Auf der Kommandobrücke litten die Menschen erregt auf und auf. Nebelsternen Hängen durch die Nacht, Kationen ergeliten für Augenblicke das Meer, Lichter blühten uns entgegen. Gespinnsterhaft sauste die „Malaku“ auf den eisernen Koloh zu.

„In die Boote! Kette sich, wer kann!“ rief ich den Matrosen zu. Sie stürzten zu den Booten, und ließen sie auf das Meer hinab. Zwei Malaien packten mich und schleppten mich mit. Es war fast unmöglich, denn die Wellen warfen uns immer wieder zurück. Endlich kam eine günstige Gelegenheit und wir schossen auf einem Wasserberg ins Meer hinaus. Wir waren kaum aus dem Bereich der „Malaku“, als sich der Zusammenstoß ereignete. Ein ungeheurer Schlag erschütterte die Nacht. Der Dampfer hob sich wie ein getroffenes Tier aus dem Wasser. Krachen, Bersten, Schreie dröhnten durch den Sturm. Die „Malaku“ brach in der Mitte auseinander. Der Reeder floh infolge des Druckes vom Steuerrad durch die Luft und perschwammerte am Mast. In die Eisenwand des Dampfers hatte sich unser Bug wie in weiches Blei gehöhrt.

Vom Dampfer her hörte man Rufe und Schüsse. Man ging auch dort in die Boote. Dann legte sich das Schiff auf die Seite. Alle Lichter waren erloschen. Die „Malaku“ war in einem Strudel verschwunden.

Gegen mittag des anderen Tages traf von den nahen Gilbert-Inseln ein englischer Kreuzer ein. Er war auf die S.-D.-S.-Rufe, die man vom Dampfer ausgesandt hatte, nach der Unglücksstelle geeilt. Wie durch ein Wunder wurden alle Menschen gerettet, bis auf den Reeder und die beiden Matrosen.

Verantwortlich für Postliste: Victor Schiff; Briefkasten: G. Klingelhöfer; Gewerkschaftsbewegung: A. Wehner; Journalisten: Dr. John Schifmann; Solfaca und Conchologen: Felix Kersch; Anzeigen: Is. Glaser; sämtlich in Berlin. Verlag: Verlags-Union (s. n. a. v. Berlin. Druck: Verlags-Union-Druckerei und Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW. 68, Lindenstraße 2.

Naziheke zum Zahlungstreif.

Scharfer Protest der Landwirtschaftlichen Zentralbank.

Die Deutsche Rentenbank und die Deutsche Rentenbank-Kreditanstalt (Landwirtschaftliche Zentralbank) veröffentlichen jetzt wieder gemeinsam ihre Abschlüsse für das letzte Geschäftsjahr. Die Krise im gesamten deutschen Kreditwesen hat sich bei der Rentenbank-Kreditanstalt in einer beträchtlichen Anspannung der Personalkredite fühlbar gemacht. Zum Jahreschluss waren rund 300 Millionen, also mehr als drei Fünftel des gesamten Vermögens der Rentenbank-Kreditanstalt, im Geschäft für Personalkredit angelegt.

Es muß schon schlimm hergehen, wenn eine so einseitig agrarfreundliche Verwaltung wie die Leitung der Rentenbank-Kreditanstalt

in der Frage der Zinsrückstände die Flucht in die Öffentlichkeit antreten

muß. So sah sich der Vorstand der Bank auf der gestrigen Pressebesprechung zu der Erklärung veranlaßt, daß die Nichtzahlung von Zinsen in vielen Fällen nicht an der Zahlungsunfähigkeit, sondern an Zahlungswilligkeit liege. Vorgedruckte Formulare, die von den betreffenden Landwirten nur auszufüllen seien, werden im Umlauf gesetzt, und

die Landwirte zum Zahlungstreif

aufgefordert. Die Bankleitung erklärt hierzu, daß man hier nicht mehr mitmachen könne. Ein allgemeiner Zahlungstreif sei das Ende aller Dinge, und die Landwirte, die auf eine derartige unverantwortliche Hege hereinkämen, erschütterten damit den letzten Rest von Vertrauen. Diese Vorgänge, die von der Leitung der Rentenbank-Kreditanstalt mit Recht angeprangert werden, sind uns nichts Neues. Duzende von Fällen sind bekannt, in denen Landwirte, durch die Nazis aufgepuscht,

in den Zahlungstreif gegen Berufsgenossenschaften und Krankenkassen

getreten sind. Alles dies liegt auf der gleichen Linie einer wilden nationalsozialistischen Agitation gegen die staatliche Ordnung.

Die Verwaltung der Rentenbank-Kreditanstalt veröffentlicht zugleich mit ihrem Abschluß wichtige Einzelheiten über den Mechanismus der Gläubigerentschädigung im Zusammenhang mit der Dristhe. Bekanntlich werden nach dem Entschuldungsverfahren der Dristheaktion die meisten Gläubiger nicht bar, sondern mit Hilfe von sogenannten Entschuldungsbriefen befriedigt. Diese Briefe werden von der Deutschen Rentenbank ausgegeben. Im ganzen sind 100 Millionen Mark für Barentschädigungen und 300 Millionen Entschuldungsbriefe vorgesehen. Der Umlauf dieser Entschuldungsbriefe wird sich aber nicht so hoch stellen, da im laufenden Jahr etwa nur 250 Millionen Entschuldungen durchgeführt werden und der Rest im folgenden Jahr. Um die Gläubiger der Landwirtschaft, also die Banken, Maschinenfabriken und besonders

die große Masse des kleinen und mittleren Handels und Handwerks in Stadt und Land,

die durch die Dristheaktion in Verbindung mit dem allgemeinen Zahlungsausschub für die Landwirtschaft schwer geschädigt sind, vor Konkursgefahr zu schützen, kommt alles darauf an, die Entschuldungsbriefe, die die Gläubiger erhalten, auch mobilisierbar zu machen.

Hierfür ist folgender Plan vorgesehen: Soweit die Entschuldungsbriefe an Gläubiger gehen, die sich aus den Kreisen des organisierten Personalkredits rekrutieren, werden die Spitzeninstitute des landwirtschaftlichen Kreditwesens, in erster Linie die Deutsche Rentenbank-Kreditanstalt, diese Entschuldungsbriefe an Zahlungswillige von ihren Schuldnern annehmen. Auf diese Weise wird annähernd ein Betrag von etwa 100 Millionen Entschuldungsbriefe untergebracht. Für die Gruppen anderer Preisgläubiger, wie Händler, Bankiers, Maschinenfabriken usw., ist die Möglichkeit vorgesehen,

mit Hilfe der Entschuldungsbriefe einen Diskontkredit bei der Deutschen Rentenbank

unter gleichzeitiger Hingabe der Schuldverschreibungen in Anspruch zu nehmen. Dieser Diskontkredit kann bis zur Einlösung der Schuldverschreibungen verlängert werden. Drittens besteht die Möglichkeit, bis zu einem Betrage von 100 Millionen Entschuldungsbriefe bei der Reichsbank zu lombardieren, und zwar nach den Lombardbedingungen der Reichsbank zu 50 Proz. des Nennwertes, so

daß also die Papiere bei der Lombardaktion zu 100 Proz. bewertet werden. Berücksichtigt man ferner, daß eine Reihe von Gläubigern ostdeutscher Agrarbetriebe, wie Versicherungsgesellschaften, Banken und Sparkassen die Entschuldungsbriefe als Anlage im Tresor behalten werden und daß im nächsten Jahr, in dem erst die Entschuldungsaktion zum Abschluß kommen wird, die Tilgung der Entschuldungsbriefe bereits in größerem Umfange einsetzt, so kann angesichts dieser geschilderten Rückfinanzierungsmaßnahmen gesagt werden, daß für den zu erwartenden Umlauf der Entschuldungsbriefe genügend Vermertungsmöglichkeiten gegeben sind.

Die Tilgung dieser Entschuldungsbriefe ist gefeiglich auf sechs

Jahre vorgezogen, jedoch dürfte sie sich schneller vollziehen, da hierfür zunächst 80 Millionen Mark jährlich von der Industrieumlage, 20 Millionen Betriebsversicherungsfonds, weitere 20 Millionen Tilgung der Landwirte und von 1935 ab 10 Millionen aus dem Reingewinn der Rentenbank-Kreditanstalt fällig werden.

Der Reingewinn der Rentenbank-Kreditanstalt wird für 1931 nur mit 1,1 gegen 14,9 Millionen im Vorjahr ausgewiesen, weil man dieses Jahr

über 16,6 Millionen für Abschreibungen, und zwar in erster Linie auf Wertpapiere, Beteiligungen und Forderungen abgesetzt

hat, während im Vorjahr insgesamt nur 1 Million für Abschreibungen beansprucht wurden. Der Bericht der Deutschen Rentenbank stimmt gleichfalls zum Dristhegesetz, an dessen Durchführung die Bank beteiligt ist, Stellung und verweist sodann auf die Minderung des Liquidierungsgesetzes. Das Darlehen an das Reich ist um 19,1 auf 427,3 Millionen zurückgegangen.

GGG. im Krisensturm.

Die GGG., die Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine, Hamburg, gibt ihren Gesamtumsatz für das Krisenjahr 1931 mit 428,419 Millionen Mark an gegenüber 495,257 Millionen Mark im Vorjahr. Der Minderumsatz beträgt demnach 66,83 Millionen Mark (13,50 Proz.). Die mengenmäßige Umsatzentwicklung stellt sich erheblich günstiger. Nach Feststellungen, die sich auf etwa 60 Haupt- und Standardartikel erstrecken, also den übertragenden Umsatzeanteil am Gesamtumsatz darstellen, betrug der mengenmäßige Umsatzzuwachs im Geschäftsjahr 1931 gegenüber dem Vorjahr nur 1,36 Proz.

Die GGG. unterteilt am Schluß des Geschäftsjahres 1931 insgesamt etwa 47 eigene Produktionsbetriebe.

Der Umsatzeanteil der Eigenprodukte am Gesamtumsatz stellt sich für 1931 auf 145,326 gegen 137,619 Millionen Mark im Vorjahr.

Es liegt also ein Mehrumsatz von 7,70 Millionen Mark um 5,60 Proz. vor. Während also der Gesamtumsatz zurückging, ist bei den eigenen Betrieben der GGG. sowohl mengenmäßig als auch wertmäßig eine Umsatzsteigerung erfolgt. Diese Feststellung ist wohl im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß 1931 die Großmühle und Teigwarenfabrik in Mannheim neu in Betrieb genommen werden konnten und die Druckerei und Papierwarenfabrik in die Verlags-Gesellschaft Deutscher Konsumvereine übernommen wurde.

Die Bilanzsumme wird mit 197,5 gegen 240,8 Millionen Mark Ende 1930 angegeben. Die Verminderung der Bilanzsumme ist im wesentlichen auf den Rückgang von Bankeinzulagen zurückzuführen, die den angeschlossenen Genossenschaften zur Auszahlung von Spareinlagen seit Eintritt der Bankenkrise zur Verfügung gestellt worden sind.

Die Forderungen im Warengeschäft werden mit 29,3 gegen 35,5 Millionen Mark ausgewiesen, die Forderungen im Kontokorrentverkehr mit 3,7 gegen 7,4 Millionen Mark. Natürlich sind bei diesen Bilanzpostitionen angemessene Abschreibungen vorgenommen worden.

Die eigenen Betriebsmittel betragen auf Stammkonten und Stammkontenkonten Ende 1931 26,6 gegen 25,5 Millionen Mark, an Reserven 25,2 gegen 21,8 Millionen Mark und an rückständigen Stammeinzulagen 3,8 gegen 3,3 Millionen Mark.

Das Konto Bankeinzulagen (Guthaben der angeschlossenen Genossenschaften) machte 95,4 gegen 152,7 Millionen Mark 1930 aus. Die Verminderung beträgt also 57,3 Millionen Mark. Hier zeigt sich die verheerende Auswirkung der Finanzkrise, mit der Deutschland besonders im Jahre 1931 zu kämpfen hatte. Sie führte auch zu einer Abhebung von Spareinlagen durch die angeschlossenen Konsumgenossenschaften.

Der Jahresüberschub ist von 4,3 auf 2,23 Millionen Mark zurückgegangen. Die bisher übliche Vergütung der Spareinlagen mit 5 Proz. unterleibt. Die GGG. könnte die 5 Proz. auch diesmal zahlen; sie zieht es aber vor, ein Beispiel echter Solidarität zu geben und die in Betracht kommende Summe

zur Unterfütterung von solchen Konsumgenossenschaften zu verwenden,

die von der Krise stärker in Mitleidenschaft gezogen sind. In Betracht kommen von 1020 Konsumgenossenschaften nur einige wenige. Es ist folgende Verteilung des Uberschusses vorgesehen: 1,118 Millionen Mark werden dem Unterfütterungsfonds der Rotgenossenschaft übergeben, 1,113 Millionen Mark an den Dispositionsfonds.

Selbstverständlich enthält die Bilanz starke stille innere Reserven. Offen abgeschrieben sind insgesamt 6,425 gegenüber 7,7 Millionen Mark im Vorjahr. Davon entfallen auf Grundstücke und Gebäude 3 Millionen und auf Maschinen, Inventarien und Transportanlagen 3,342 Millionen Mark.

Es wäre unnötig, wenn die Krise sich nicht bei den Konsumgenossenschaften und ihrer Einkaufszentrale, der GGG., ausgewirkt hätte.

Das Abschlußergebnis der GGG. beweist, daß es gelungen ist, über die automatisch entstandenen Schwierigkeiten hinwegzukommen.

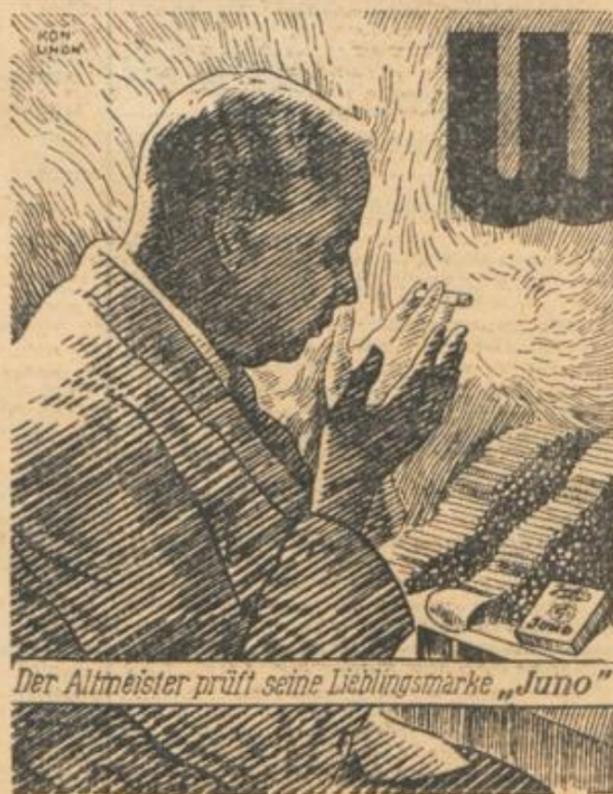
Vor allem muß auf die gute Liquidität der GGG. hingewiesen werden. Bei insgesamt 93,4 Millionen Mark Bankeinzulagen sind 64,6 Millionen Mark sofort greifbare Mittel vorhanden, obwohl sich seit Juli auch hier die Finanzkrise ausgewirkt hat. Der Abschluß der GGG. beweist, daß die Konsumgenossenschaftsbewegung auch über die weitesten Schwierigkeiten hinwegkommen wird, wenn die Mitglieder so wie bisher ihrem eigenen Unternehmen die genossenschaftliche Treue bewahren.

Reichsbank-Diskont 5 1/2 Prozent

Der Zentralkomitee der Reichsbank hat gestern erwartungsgemäß dem Beschluß des Reichsbankdirektoriums zugestimmt, den Zinssatz für Wechsel und für Lombards mit Wirkung vom 9. April um 1/2 Proz. zu ermäßigen.

Die Reichsbank teilt hierzu mit, daß sie in Fortsetzung ihrer bisherigen Politik der Wirtschaft diejenige Erleichterung zuteil werden läßt, die mit Rücksicht auf die Gesamtlage zur Zeit möglich ist. Es wird hervorgehoben, daß seit dem Abbau des Reichsbankdiskontes Anfang März von 7 auf 6 Proz. die Verflüssigung des Geldmarktes sich fortgesetzt hat und die vorübergehende Unterbrechung durch den Quartalsstermin rasch überwunden werden konnte. — Die Verflüssigung des Geldmarktes, die von der Reichsbankleitung erwähnt wird, hat sich weiter fortgesetzt und der Zinssatz für Prindiskont (Wechselverkehr der Großbanken), der sich am Donnerstag schon bis auf 5 1/2 Proz. ermäßigt hatte, ist gestern bis auf 5 1/4 Proz. gesunken. Diese günstige Situation auf dem Geldmarkt hat zweifellos die Reichsbank in ihrem Entschluß bestärkt, den Diskontsatz weiter abzubauen.

Aufgedeckte Reserven bei Sachleben. Die zum Konzern der Metallgesellschaft-Frankfurt gehörige „Sachleben“ A.-G. für Bergbau und chemische Industrie in Köln, die vor allem Schwefelzink und Farben produziert, kam für das Geschäftsjahr 1931 die hohe Dividende von 10 (im Vorjahr 12) Prozent auf das 12,5-Millionen-Kapital verteilen. Der Abjah war nicht unerheblich geringer als im Vorjahr, und im Export ist die Lage laut Geschäftsbericht infolge Fundamentwertung und Schutzpolitik erheblich schwieriger geworden. Aber das Unternehmen hat sozial „erhebliche äußere und innere Reserven angehäuft, daß es mit ruhiger Zuversicht in die Zukunft blicken“ kann. Gemäß den neuen Bilanzierungsvorschriften erscheinen zum ersten Male Rückstellungen von 2 Millionen Mark, die früher unter Schulden verbucht waren, so daß die offenen Reserven jetzt 50 Proz. des Kapitals ausmachen.



Wir setzen unser ganzes Können, unseren ganzen Ehrgeiz in die Idee:

Das Beste ist für unsere Raucher gerade gut genug! Jeder Pfennig Ersparnis kommt dem Tabak zugute!

Daher legen wir unserer

JUNO

keine Wertmarken, Gutscheine oder Stickerien bei, sondern lassen alles der Qualität zugute kommen.



Der Altmeister prüft seine Lieblingsmarke „Juno“

Rein Lohnabbau mehr!

Forderung der sozialdemokratischen Stadtverordnetenfraktion.

Die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion hat zu der Sitzung des Stadtgemeindevorstandes in der nächsten Woche folgenden Dringlichkeitsantrag gestellt:

„Auf Veranlassung des Reichsverbandes kommunaler und anderer öffentlicher Arbeitgeberverbände Deutschlands e. V. sind sämtliche Lohn- und Mantelstarife sowie Arbeitszeitabkommen für die Arbeiter und Angestellten der Berliner Gemeindebetriebe, Verwaltungen sowie städtischen Gesellschaften zum 30. April 1932 gekündigt worden.“

Diese Kündigungen haben eine große Beunruhigung der davon betroffenen Arbeiterschaft zur Folge. Der Stadtgemeindevorstand wolle daher beschließen:

Die auf Veranlassung des Reichsverbandes kommunaler und anderer öffentlicher Arbeitgeberverbände Deutschlands e. V. zum 30. April 1932 ausgesprochenen Kündigungen sämtlicher Lohn- und Mantelstarife sowie Arbeitszeitabkommen für die Arbeiter und Angestellten der Berliner Gemeindebetriebe, Verwaltungen sowie städtischen Gesellschaften — auch soweit letztere nicht dem Arbeitgeberverband angehören — sind zurückzunehmen.“

Wie erwarten, daß der Stadtgemeindevorstand diesen Antrag annimmt und daß der Magistrat ihm entspricht. Mit dem Wahnwitz des Lohnabbaus, der die Wirtschaftskrise zur Katastrophe gesteigert und alle öffentlichen Finanzen zertrümmert hat, muß es jetzt ein für allemal Schluss sein!

Er hat genug von der KPD.

Belegschaft der „Agfa“ will sich Moskau nicht opfern.

Die KPD. hat in Berlin wieder einen ihrer stärksten Stützpunkte verloren. Der kommunistische Betriebsratsvorsitzende der Agfa (AG-Farben) in Treptow, Kurt Rube, hat der KPD. samt ihrer KPD. die Broden vor die Füße geworfen, nachdem er schon vor einigen Monaten sein Mandat in der kommunistischen Stadtverordnetenfraktion niedergelegt hatte.

Als im Herbst vorigen Jahres bekannt wurde, daß die Agfa in Treptow stillgelegt werden soll, verlangte die KPD. von ihm — die Insignierung eines Streiks gegen die beachtlichste Stilllegung! Das war dem treuen Kommunisten doch zu dünn. Er lehnte ab. Ein zweites Ansuchen, einen Streik zu organisieren, im Februar d. J., lehnte er abermals ab. Die Insignierung des von ihm verlangten Streiks wäre auch heller Wahnwitz gewesen, da die Firma sich verpflichtet hatte, dem überwiegenden Teil der Belegschaft entweder Pensionen oder Abfindungen in nicht unbedeutlicher Höhe zu gewähren. Ein milder Streik hätte die Firma dieser Verpflichtung entbunden.

Diese „reformistische“ Haltung des Betriebsratsvorsitzenden Rube wurde von einem Teil seiner früheren politischen Freunde im Betriebe bemerkt, die tollsten Gerüchte und Verleumdungen über ihn zu verbreiten. Diese Verleumdungen beantwortete R. mit dem Austritt aus der KPD. Daraufhin stellte eine „öffentliche“ Betriebsversammlung, in der von der 730 Köpfe zählenden Belegschaft 37 Mann anwesend waren, bei der KPD.-Bezirksleitung den Antrag auf Ausschluß Rubes aus der KPD. Die KPD.-Bezirksleitung antwortete diesem Antrag, ohne R. Gelegenheit zur Rechtfertigung zu geben.

Wie die Belegschaft und selbst seine KPD.-Kollegen im Arbeiterrot über die Methoden der KPD. urteilen, beweist, daß seine Haltung fast von der gesamten Belegschaft gebilligt wird. Ein von der KPD. im Betrieb im Umlauf geleiteter Antrag, der seinen Rücktritt als Betriebsratsvorsitzender forderte, fand 40 Unterzeichner, wovon jedoch die Mehrzahl nach Kenntnisnahme des wahren Sachverhaltes die Unterschrift zurückzog! Ein Vertrauensantrag für Rube im Arbeiterrot, der aus 8 KPD.-Leuten und 2 Freigewerkschaftlern besteht, wurde mit 7 gegen 3 Stimmen angenommen. Dieser Fall beweist wieder, daß in der KPD. wie in der SPD. nur Leute Blag haben und Funktionen ausüben können, die imstande sind, strupplos eine Belegschaft den Parolen der KPD. zu opfern.

Wieder Lohnkonflikt im Fuhrgewerbe.

Uferloser Lohnabbau.

In Berliner Schwer- und Leichtfuhrgewerbe ist ein erneuter Lohnkonflikt ausgebrochen. Der Lohnstarif war am 29. Februar außer Kraft getreten, infolge der Ablehnung der Allgemeinenverbindlichkeit. Die Fuhrunternehmer lehnten jede Verhandlung über den Neuabschluss eines Vertrages ab, so daß sie vor den Schlichtungsausschuss zitiert werden mußten.

Hier erklärten sie sich zum Abschluß eines neuen Lohnvertrages nur bereit, wenn die Löhne auf den letzten Vorkriegsstand reduziert würden, was für die Kutscher einem Lohnabbau um 27 Proz. gleichkommen wäre! Die Fuhrunternehmer machten sich kein Gemisn daraus, diese unerschämte Forderung aufzustellen, obwohl die Löhne im Berliner Schwer- und Leichtfuhrgewerbe seit Anfang 1931 bereits um 22½ bis 28 Proz. die Entschädigung für Niederpflege sogar um 44 Proz. abgebaut worden ist.

Nach dem Scheitern der Verhandlungen vor dem Schlichtungsausschuss kam auch in der Schlichterkammer kein Schiedspruch zustande, weil den Fuhrern selbst ein Vorschlag des Vorsitzenden Amtsrichters Dr. Riese nicht weit genug ging, der einen nochmaligen Abbau von über 10 Proz. vorsah! Die Fuhrherrenennung hat sich nach dem Scheitern der Schlichtungsverhandlungen jetzt ganz aufs hohe Pferd gesetzt. Auf Beschluß der Berliner Fuhrherrenennung vom 7. April ist ein Teil der Berliner Fuhrbetriebe dazu übergegangen, ihren Arbeitern durch Anschlag einen Lohnabbau zu diktiert, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt. Nach diesem neuen Diktat sollen die Löhne der Kraftwagenführer und Schwerfuhrwerksführer von 40 auf 42 M. gesenkt werden, der Leichtfuhrwerksführer von 42 M. auf 36 M. und der Arbeiter, die bisher einen Wochenlohn von 45 M. hatten, auf einen Tagelohn von 7 M. Die Entlohnung der Niederpflege soll nach dem Diktat ganz in Fortfall kommen, was für die Kutscher einen weiteren Lohnabbau von 3,60 M. pro Woche bedeutet. Die Fuhrherrenennung bezieht sich in der Verfündung dieses Diktats auf einen für die Spandauer Fuhrbetriebe am 3. April gefällten Schiedspruch des Berliner Schlichtungsausschusses, wonach die Löhne in den Spandauer Fuhrbetrieben um 2 M. in der Spitze herabgesetzt werden sollen. Diese „Anfechtung“ steht aber so aus, daß selbst nach der Annahme des Schiedspruches für die Spandauer Fuhrbetriebe die Löhne in Spandau bei den Chauffeuren noch um

6 M. und bei den Kutschern um 4 M. höher liegen würden als in Berlin.

Die Versammlung der organisierten Arbeiter des Berliner Schwer- und Leichtfuhrwerkes am Montag wird dieser unerschämten Schartmode eine Grenze ziehen.

Kommunistische Vorkarbeit für Hitler.

Zusammenbruch der RSD.

Am Ruhgehelt fanden auf der Zeche Friedrich-Heinrich in Vintfort die Wahlen zum Betriebsrat statt. Sie brachten der RSD. eine neue Niederlage. Es erhielten: der freigewerkschaftliche Bergbauindustriearbeiterverband 1073 Stimmen (im Vorjahr 1199), die Christen 778 Stimmen (814), die RSD. 1046 Stimmen (2003), die Gelben 73 Stimmen (117) und die Nationalsozialisten 409 Stimmen (250). Auf der Angestelltenliste erhielt der IFA-Bund 130 (160) und der GdA. 114 (84) Stimmen.

Während also die RSD. noch im Vorjahr von den für den Arbeiterrot abgegebenen Stimmen rund 46 Proz. erhielt, die freie Gewerkschaft aber nur 25 Proz., sank der Anteil der Stimmen der RSD. diesmal auf 30 Proz., während der freigewerkschaftliche Stimmenanteil auf 51 Proz. stieg. Es taunte aber nur ein Teil der verzögerten und enttäuschten kommunistischen Stimmen ausgefallen werden. Trotz des erheblichen Rückganges der Belegschaft stiegen die Nazistimmen um 150. Die KPD. hat also auch hier Vorkarbeit für Hitler geleistet.

Das zweite Exempel.

Die Nazis bei den Eisenbahnern Nachfolger der RSD.

Bezeichnend ist die Tatsache, daß sichtbare Anzeichen für ein Anwachsen der Hitler-Bewegung immer nur dort zu verzeichnen sind, wo bisher die kommunistische RSD. sich ausbreiten konnte. So konnte in Königsberg wo die KPD. jahrelang in Eisenbahnerkreisen gewütet hat, jetzt bei der Vertreterwahl zur Spar- und Darlehnskasse — eine genossenschaftliche Einrichtung mit Unterstützung der Reichsbahn-Gesellschaft — die Naziliste von 2245 abgegebenen Stimmen 1186 auf sich vereinigen. Das ist ein Symptom, das Beachtung verdient, und zwar um so mehr, als auch eine Nazi-Beamtenorganisation für Reichsbahnbeamte und Anwärter aufgegriffen wurde. Dieser Organisation kann nach § 2 der Satzung nur beitreten, wer keiner freien Gewerkschaft angehört. Christen, Hirsche und Mitglieder des Deutschen Beamtenbundes sind also willkommen. Der Ausschluß muß nach § 7 der Satzung erfolgen, wenn das Mitglied das Ansehen der Reichsbahn-Verwaltung herabsetzt hat.

Also eine Verwaltungsgewerkschaft! Von Interessenvertretung der Beamten und Anwärter keine Spur. Aber das ist für die Nazis ja auch nicht wichtig. Sie wollen sich bei der Reichsbahn-Hauptverwaltung Vestind machen. Hinter nationaler Maske arbeiten sie als Zutreiber für die Reichsbahn-Verwaltung gegen die Interessen derer, deren Sache sie zu vertreten vorgeben.

41 Millionen Mark.

Unterstützungsleistungen des Holzarbeiterverbandes.

Der Deutsche Holzarbeiter-Verband wird durch die Krise fast in Mitleidenhaft gezogen. Im Monatsdurchschnitt des Jahres 1930 waren 33,23 Proz. seiner Mitglieder arbeitslos, im letzten Jahre waren über die Hälfte, 50,84 Proz., der Mitglieder arbeitslos.

An Unterstützungen zahlte der Verband in den letzten sechs Jahren nicht weniger als 41 Millionen 315 929 Mark, darunter 21 Millionen 345 836 Mark an Arbeitslosenunter-

stützung. Die Unterstützungsleistungen verteilten sich auf die einzelnen Jahre wie folgt:

Jahr	1926	1927	1928	1929	1930	1931
Millionen	6,32	2,75	6,04	7,42	9,06	8,79

Die Krankenunterstützung erreichte 4 Millionen 325 230 Mark, die Reisefuhrunterstützung 3 Millionen 917 906 Mark. An Streikunterstützungen wurden 8 Millionen 763 778 Mark ausgegeben, davon 3 Millionen 81 519 Mark im Jahre 1928 und 2 Millionen 58 738 Mark im vergangenen Jahre. Diese Tatsache ist die beste Widerlegung des kommunistischen Geschwäges, die Gewerkschaften seien nur noch Unterstützungsvereine.

Der größte Beitrag zur Arbeitslosenunterstützung wurde im Jahre 1930 mit 5 Millionen 254 463 Mark ausgezahlt, im letzten Jahre machte er 4 Millionen 707 017 Mark aus.

Bei einem Teil der ausgesteuerten und immer noch erwerbslosen Mitglieder erlahmt leider das Interesse an der Organisation, so daß der Holzarbeiter-Verband in der Zeit von Ende 1930 bis Ende 1932 einen Verlust von 30 782 Mitgliedern oder 10,26 Proz. zu verzeichnen hat. Im Jahresdurchschnitt betrug die Mitgliederzahl 255 805, d. h. 7,47 Proz. weniger als im Jahre 1930.

Die Invalidenunterstützung wird seit 1929 gekürzt. Bei ihrer Einführung war die langandauernde Krise in solchem Umfange nicht voraussehbar, die natürlich auch zu stärkerer Invalidität führt. So kommt es, daß die Einnahmen für den Invalidenfonds mit 377 222 Mark weit hinter den Ausgaben zurückbleiben, die im letzten Jahre 888 190 Mark betragen haben.

Der Holzarbeiter-Verband mußte im Jahre 1931 aus Hauptkasse und den Lokalkassen 5 Millionen Mark mehr ausgeben, als er eingenommen hat. Trotzdem steht der Verband fest, und seine überzeugten Mitglieder werden ihm die Treue halten, wie er sie ihnen in der Not gehalten hat und weiter hält. Darauf kommt es an.

Einigung in Mährisch-Osttau.

Prag, 3. April.

Der Konflikt, der im Mährisch-Osttauener Revier zwischen der Direktorenkonferenz und Vertretern der Bergarbeitergewerkschaften ausgebrochen war, wurde heute früh 2 Uhr beigelegt.

Massenentlassungen werden im Osttauener Revier bis Ende dieses Jahres nicht erfolgen.

Arbeitslosigkeit in England.

Nach hier leichter Rückgang.

Wie das Arbeitsministerium mitteilt, betrug die Zahl der englischen Arbeitslosen am 21. März 1932 2 567 332, das sind 133 841 weniger als im Vormonat und 12 786 weniger als im Vorjahr. Die allgemeine Besserung der Verhältnisse im vergangenen Monat erstreckte sich auf die meisten der Hauptindustrien Englands, wie besonders Bauindustrie, Kohlenbergwerke, Textilindustrie und Flugzeugbau. In der Schuhindustrie sowie bei Häfen und Werften war ein leichter Rückgang der Beschäftigung zu verzeichnen.

In die Zeiter der „Siemensmacht“! In der Nummer 3/4 der „Siemensmacht“ vom 4. April 1932 bringen wir einen Aufsatz „Kund um Siemens“, in dem die Behauptung enthalten war, daß der Gehalt der Lohn in Folge nationalsozialistischer Schlägeraktionen zu Gefährdung und Geldstrafe verurteilt worden sei. Wir erhalten hierzu die Mitteilung, daß dies ein Irrtum ist. Es ist ein anderer Gehalt, der in Siemensstadt bekannt ist gemeint. Gegen Herrn Behn sind keinerlei ehrenrührige Vorwürfe zu erheben. Es bedarf auch nicht die Mühe, ihn geschäftlich zu schädigen. Wir bedeuten, daß wir einem Irrtum zum Opfer gefallen sind und berichtigen gern, daß es sich nicht um Herrn Behn handelt und werden in der nächsten Nummer der „Siemensmacht“ diese Wichtigturung abdrucken. Die Redaktion der „Siemensmacht“.

Freie Gewerkschafts-Jugend Berlin

Morgen, Sonntag: Südküste: Jugenheim Tempelhofer, Germania, Straße 4, Eingang Südseite. „Was wir brauchen sehen.“

Jugendgruppe des Zentralverbandes der Angestellten

Unter Singelreis läßt heute von 20—22 Uhr im Jugenheim Uferufer Straße 4.

Bilanz der Deutschen Rentenbank-Kreditanstalt (Landwirtschaftliche Zentralbank)

am 31. Dezember 1931

Aktiva		RM	Passiva		RM
1. Kasse, Reichsbankgiro, Postcheck- und Bankguthaben		56 663 869,02	1. Kapital		445 000 000,—
2. Wechsel		23 567 354,87	2. Hauptrücklagen		42 392 249,80
3. Wertpapiere		38 379 370,81	3. Sonderrücklagen für ausgegebene Schuldverschreibungen		37 873 670,—
4. Devisen		577 030,55	Hiervon getilgte Sonderrücklagen		
5. Beteiligungen		22 350 830,—	a) für die 1. Amerika-Anleihe		RM 5 035 380,—
6. Personalkredite			b) für die 2. Amerika-Anleihe		RM 6 108 120,—
a) bis zu 12 Monaten befristete Darlehen	RM 206 275 084,88		c) für die 3. Amerika-Anleihe		RM 19 279 890,—
b) Abzahlkredite	RM 69 332 950,40		d) für die 4. Amerika-Anleihe		RM 5 242 250,—
c) sonstige länger befristete Darlehen	RM 21 836 292,06		e) für die Meliorations-Auslandsanleihe		RM 963 900,—
		297 467 827,11	4. 1. Amerika-Anleihe		
7. Umschuldungskredite		14 178 582,62	7% Schuldverschreibungen	U. S. A. \$ 25 000 000,—	
8. Meliorationskredite			hiervon getilgt	\$ 2 796 000,—	
a) Dauerkredite aus Anlehsmitteln	RM 18 410 159,79			\$ 22 204 000,—	63 238 800,—
b) Dauerkredite aus eigenen Mitteln	RM 20 137 708,39		5. Golddiskontbankanleihe		
c) Zwischenkredite	RM 38 170 932,98		7% Hypothek-Schuldscheine		34 610 000,—
		71 718 760,36	6. 2. Amerika-Anleihe		
9. Siedlungskredite			6% Schuldverschreibungen	U. S. A. \$ 30 000 000,—	
a) Zwischenkredite	RM 12 788 609,46		hiervon getilgt	\$ 3 307 000,—	
b) Dauerkredite	RM 50 421 548,31			\$ 26 693 000,—	111 270 600,—
		63 210 157,77	7. 3. Amerika-Anleihe		
10. Hypothekendarlehen			6% Schuldverschreibungen	U. S. A. \$ 30 000 000,—	
a) aus Mitteln der 1. Amerika-Anleihe		93 291 420,00	hiervon getilgt	\$ 6 639 000,—	
aus eigenen Mitteln zu denselben Bedingungen		1 085 366,94		\$ 23 360 000,—	181 864 200,—
aus Mitteln der Golddiskontbankanleihe		33 124 626,—	8. 4. Amerika-Anleihe		
aus Mitteln der 2. Amerika-Anleihe		108 278 782,47	6% Schuldverschreibungen	U. S. A. \$ 26 000 000,—	
aus eigenen Mitteln zu denselben Bedingungen		1 595 323,24	hiervon getilgt	\$ 2 203 000,—	
aus Mitteln der 3. Amerika-Anleihe		180 253 165,59		\$ 23 797 000,—	90 569 400,—
aus eigenen Mitteln zu denselben Bedingungen		2 321 429,77	9. Meliorations-Auslandsanleihe		
aus Mitteln der 4. Amerika-Anleihe		90 140 187,50	6% 1/2 Schuldverschreibungen	Schw. Fr. 25 000 000,—	
aus eigenen Mitteln zu denselben Bedingungen		1 190 145,03	hiervon getilgt	Fr. 2 000 000,—	
		29 826 475,—		Fr. 23 000 000,—	18 430 000,—
11. Hypothekar-Umschuldungskredite			10. Guthaben des Reichs		3 458 083,53
12. Hinterlegt zur Deckung und Sicherung von Schuldverschreibungen		3 000 346,10	11. Darlehen für Siedlungsdauerkredite		20 892 600,74
13. Bei der Golddiskontbank hinterlegt zur Deckung von Hypothekar-Schuldscheinen		1 465 174,—	12. Deutsche Reichsbank		5 048 562,79
14. Anteilige Zinsen aus Hypothekendarlehen		7 400 000,02	13. Nach einzuwendende Zinseszinsen		382 203,50
15. Bankgebäude		1 200 000,—	14. Anteilige Zinsen für Schuldverschreibungen und Hypothekar-Schuldscheine		9 713 241,51
16. Mobilien und Büromöbeln		1,—	15. Rückstellungen		5 404 979,31
17. Sonstige Aktiva		5 085 361,58	16. Pensionen		1 308 596,90
		1 141 704 207,08	17. Sonstige Passiva		10 500 784,00
			18. Reingewinn		1 107 730,20
			Giroverbindlichkeiten aus weitergegebenen Wechseln		RM 8 971 111,18
					1 141 704 207,08

Gewinn- und Verlustrechnung

Soll		RM	Haben		RM
Handlungskosten		2 171 754,30	Zinsen aus Krediten und kurzfristigen Anlagen		16 121 138,19
Sonstige Aufwendungen		415 854,—	Zinsen aus Wertpapieren und Devisen		8 077 543,15
Ausgaben für Anleihen		359 896,92	Zinsen aus Hypothekendarlehen		37 611 652,39
Zinsen für Anleihen		37 387 113,31	Abschlußvergütungen, Verwaltungskostenbeiträge usw.		668 727,44
Abschreibungen		16 626 755,01			
Reingewinn		1 107 730,20			
		33 979 103,06			50 679 003,06